Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 75 (1995)
Heft: 5

Rubrik: USA und Europa

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hans E. Tütsch,
geboren 1918, studierte Jurisprudenz an der Universität Zürich. Er war seit 1944 Auslandkorrespondent der NZZ, seit 1954 in den USA, wo er auch als Lehrbeauftragter für Geschichte wirkte. Er ist auch nach seiner Pensionierung in der Nähe von Washington wohnhaft und hat in den letzten Jahren wiederholt für die «Schweizer Monatshefte» geschrieben.

Amerikas Osmose mit Europa

Amerika ist ein Teil der Geschichte Europas und dieses wiederum ein Teil der Geschichte Amerikas. Die transatlantische Partnerschaft ist trotz und wegen wechselnder Sympathien und Antipathien seit über einem Jahrhundert eine welthistorische Konstante.

Die wichtigsten Strömungen zwischen den beiden Kontinenten gehen jeweils in verschiedene Richtungen. Kolonisation und Auswanderungen liefen von Ost nach West, wirtschaftliche und militärische Hilfe im zwanzigsten Jahrhundert von Westen nach Osten. Damit sind nur die sichtbarsten Elemente des Austausches hervorgehoben. Dieser reicht jedoch in die entferntesten Winkel des sozialen Verhaltens. In einem unpolitischen Buch von *Esther Vilar* finden wir die begründete Feststellung, dass so gut wie alle gesellschaftsverändernden Impulse heute aus den Vereinigten Staaten kommen. Dadurch wird beim Empfangenden nicht immer Sympathie erweckt, sondern oft Hass und Neid geschürt.

Auf der amerikanischen Seite ist der europäische Einfluss am fühlbarsten in Sprache und Recht. Englisch herrscht, mit französischen Enklaven, in Nordamerika vor, Spanisch und Portugiesisch in Mittel- und Südamerika. *Common Law* und *Las Leyes de las Indias* lassen sich kaum vereinen. Das Recht der Vereinigten Staaten hat sich in seiner Anwendung durch immer neue Einwanderer aus Ost- und Südeuropa recht weit vom englischen Ursprung entfernt. Für den Volksmund gilt der Spruch von den zwei Schwesternationen – der englischen und amerikanischen –, die nur getrennt sind durch ihre Sprache.

Wer in Nordamerika übers Land fährt, wird sich nicht selten wundern, wie viel an europäischen Sitten und Gebräuchen noch bewahrt worden ist, wie der Baustil von bestimmten Gegenden des alten Kontinents übernommen wurde. Es gibt Beobachter, die meinen, Mitteleuropa, d. h. vor allem die deutschen Einwanderer, hätten den Mittleren Westen, das Herzstück Nordamerikas, stärker geformt als selbst die ehemalige Kolonialmacht Grossbritannien.

Auf amerikanische Wissenschafter und Schriftsteller fällt seit Jahrzehnten ein Goldregen von Nobelpreisen herab. Viele der so Geehrten sind ausserhalb Amerikas geboren, aber hier vollkommen assimiliert.

Bedeutender deutscher Einfluss

Allan Bloom behauptet («The Closing of the American Mind»), dass die Amerikaner fast alle ihre Kenntnis von Griechenland, Rom, dem Judaismus und Christentum deutschen Missionaren und Vermittlern verdanken. Wenige würden von *Oedipus* gehört haben, wenn nicht dank *Freud*; wozu man *Max Beerbohms* Bemerkung in Erinnerung rufen könnte: *«Sie waren eine spannungsgeladene und eigentümliche Familie, die Oedipuses, nicht wahr?»*

Allan Bloom geht davon aus, dass ein wesentlicher Teil der amerikanischen Philosophie von Europa importiert worden ist. Die wichtigste Ausnahme ist der Pragmatismus. Er hebt hervor, wie sehr die amerikanische Alltagssprache die Terminologie von Freud und *Max Weber* absorbiert hat und dass diese wiederum von *Nietzsche* beeinflusst waren. Vor ihnen trugen *Locke, Hume,* schottische Philosophen und *John Stuart Mill* Entscheidendes zum amerikanischen Gedankengut

bei. In den vierziger Jahren gewannen jene deutschen Gelehrten, die vor dem Nationalsozialismus in die USA flohen, einen bestimmenden Einfluss, darunter etwa *Hans J. Morgenthau* (nicht zu verwechseln mit *Henry Morgenthau,* dem Urheber des nach ihm benannten Entindustrialisierungsplans für Deutschland, oder *Robert Morgenthau,* dem «ewigen» Staatsanwalt in New York).

Hans Morgenthau spielte in den Auseinandersetzungen über die Aussenpolitik eine nicht geringe Rolle. Er war, wie *Christoph Frei*[1] in seiner Biographie über ihn feststellt, ebenfalls stark von Nietzsche beeinflusst.

Der Deutsche diagnostizierte in Amerika eine Krankheit in den Wurzeln der philosophischen Vorstellungen, als deren Symptome er Legalismus, Moralismus, Utopismus, Perfektionismus, Empirismus, Faktualismus, Formalismus und vor allem «Scientismus» zu erkennen glaubte. Er befürchtete nach der Wahl *Eisenhowers* zum Präsidenten eine Militarisierung der amerikanischen Politik.

Hannah Arendt dagegen glaubte an die Gefahr einer Wahl *Joseph McCarthys* zum Präsidenten, obwohl dieser über keine Wahlorganisation verfügte. Neben der Befruchtung des amerikanischen Geisteslebens haben Immigranten manche Fehlschlüsse, Vorurteile und auch Formen des Aberglaubens mitgebracht. Immer wieder sind Ideen aus Europa auch zu eigentlichen Modeströmungen geworden, wie sich das anhand der Rezeption von *Sartre, Simone de Beauvoir, Foucault, Lacan, Althusser, Paul de Man* und vor allem *Jacques Derrida* zeigen lässt.

1 *Christoph Frei: «Hans J. Morgenthau, Eine intellektuelle Biographie». St. Galler Schriften zur Politikwissenschaft, Verlag Paul Haupt, Bern 1993.*

Enteuropäisierung als Trend

Nordamerikaner europäischer Abkunft haben sich seit jeher neuen europäischen Einflüssen widersetzt. Im 19. Jahrhundert wollten die *Native Americans* – heute wird der Name für Indianer reserviert – die weitere Immigration von Katholiken, Juden und andern Fremden verhindern. Heute spielen Professoren prominenter Hochschulen und andere Schulmeister ein Nullsummenspiel, indem sie europäisches Erbe durch afrikanisches oder asiatisches ersetzen wollen. Dass «Multikulturalismus» in Amerika auch auf eine Enteuropäisierung abzielt, scheint manchen europäischen Benützern des Begriffs zu entgehen. Der geistige Stellenwert der «Dwems» (Dead white European men) von *Platon* bis *Einstein* lässt sich jedoch nicht leicht durch Immigranten aus Asien und Afrika substituieren.

Die Mehrheit der neuen Einwanderer wollen ja nicht ihre Kultur und Sprache an die Stelle der englisch-europäischen setzen, sondern wünschen sich dieser zu assimilieren. Aber, wie schon *Henry James* sagte: *«It is a complex fate being an American.»* Millionen von Einwanderern haben das auf verschiedenen Ebenen bewältigt. Die neueste Welle von Einwanderern stammt aus dem ehemaligen Sowjetreich. Die meisten scheuen nicht vor einer Assimilation zurück, und sie finden Vorbilder unter anderen in *Wladimir Nabokow* oder *Joseph Brodsky.*

Die amerikanischen Interventionen in Europa während der beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts, die *Truman*-Doktrin der Hilfe für Griechenland und die Türkei, der Marshallplan, die Nato, die KSZE und überhaupt der kalte Krieg bis zu der Partnerschaft für den Frieden sind die sichtbarsten Zeugen des Engagements der Vereinigten Staaten in Europa. Das Versprechen der Monroe-Doktrin von 1823 der Nichteinmischung in europäische Angelegenheiten – als Korrelat zu dem Verzicht der Europäer auf neue Kolonien in Lateinamerika – ist vergessen.

Anti-Amerikanismus «made in USA»

Die amerikanischen Beziehungen zu Europa verlaufen nicht geradlinig. Manche Äusserungen amerikanischer Politiker, manche Massnahmen des Weissen Hauses erschrecken die Europäer, und zwar ebensosehr, wenn sie von Schwäche wie wenn sie von Stärke zeugen. Sporadischer Isolationismus, amerikanisch-russischer Bilateralismus, Hinwendung zum *Pacific Rim* haben den Vorrang Europas in den Aussenbeziehungen Washingtons nicht beseitigt.

Fast ebenso wichtig wie die makropolitischen Entscheidungen erweisen sich jedoch die allgegenwärtigen Trivialkontakte. Im Zeitalter der neuen Übermittlungssysteme wie Telefon, Television, Fax, Compact disks und Film steigert sich der Austausch. Jazz, Rock, Konzertmusik überqueren

blitzschnell den Ozean. Erstaufführungen von *Philip Glass* finden in Deutschland statt. Nobelliteratur und «Playboy» wandern auf Europas Nachttische. *Billy Graham* predigt in Europa. Damen der Gesellschaft adoptieren das *New Age*, nicht selten ohne zu wissen, was sie tun. Bluejeans und Sneakers, die sozial nach unten ausgerichtete Kleidung junger Amerikaner, werden chic in Europa. Selbst der Anti-Amerikanismus der amerikanischen 68er wird zum Exportprodukt, muss er doch begründet sein, wenn er in den Vereinigten Staaten selbst entstand...

Umgekehrt sind New York oder Los Angeles von Psychologie überschwemmt wie Zürich oder Wien. Bis zum Ökofanatismus gesteigerter notwendiger Umweltschutz breitet sich beidseitig des Atlantik aus, weniger dagegen am *Pacific Rim*. Die makropolitischen Entschliessungen werden von einer kulturellen Osmose begleitet, der keine Grenzen gesteckt sind. Englisch hat sich als Weltsprache etabliert, ohne dass dies von einer Regierung beschlossen worden wäre. Den Versuchen Washingtons, amerikanisches Recht grenzüberschreitend anzuwenden, müssten dagegen Limiten gesetzt werden.

Dauer im Wandel

Über ein Dutzend kontinentale oder koloniale Imperien sind seit 1918 gestürzt worden – fast alle unter dem Anstoss der Vereinigten Staaten –, die Imperien in Russland und in Deutschland gleich zweimal. Demokratie, Marktfreiheit und Menschenrechte haben sich ausgebreitet. Von 1989 an hat eine Grundwelle nach der andern Teile der Welt erschüttert – zuletzt der Wahlumsturz in den Vereinigten Staaten mit dem überraschenden Sieg der Republikaner. Kaum erahnte oder erhoffte Umwälzungen verändern die Beziehungen zwischen Staaten und Völkern. Nicht eingetreten ist der weitherum vorausgesagte Niedergang der Vereinigten Saaten und ihre Ersetzung im Kräftefeld der Nationen durch Japan und Deutschland.

Das Verhältnis zwischen dem vielgestaltigen Europa und dem von allerlei Regungen geschüttelten Nordamerika hat sich der prophezeiten Schnellfäule entzogen; aber es hat tausend Gesichter. Der oft beschworene Zeitgeist lässt sich schwer fassen; manchmal scheint er dem Gespensterhaus der Addamsfamilie entsprungen, besonders, wenn amerikanische Intelligenzler, wie alle vier Jahre wieder, eine neue Weltordnung postulieren. Nicht im Sonderfall (Deutschland), aber als generelle Umschreibung einer Beziehung ohne feste Konturen in Zeit und Raum ist Präsident *Clintons* Versicherung von den Europäern aufzunehmen: *«Amerika steht an eurer Seite, jetzt und für immer.»* ✦

SPLITTER

Mich ergreift ein umfassendes Grausen vor allem, was uns mit Europas Politik verbindet.

THOMAS JEFFERSON

Urs Bitterli

Amerika – Stein des Anstosses

Anmerkungen zum Phänomen des Anti-Amerikanismus

Es lassen sich vielleicht drei Erscheinungsformen von Anti-Amerikanismus auseinanderhalten: die Ablehnung, die einer schmerzlichen, persönlichen Erfahrung entspringt; die Ablehnung, die der Auflehnung des Schwachen gegen den Mächtigen gleichzusetzen ist; und schliesslich jene Ablehnung, die davon ausgeht, die Vereinigten Staaten verkörperten eine Zukunft, wie wir sie lieber nicht haben möchten.

Anti-Amerikanismus der ersten Art lässt sich häufig bei Schriftstellern beobachten, deren Sensibilität und Irritabilität nicht nur die unerlässliche Quelle ihrer Kreativität darstellt, sondern auch zum sich ständig erneuernden Impuls eines fast lustvoll gepflegten Vorurteils werden kann. Häufig wird in diesem Zusammenhang der romantische Dichter *Nikolaus Lenau* genannt, der 1831 nach den USA auswanderte, aber bald, nach kurzem Aufenthalt, enttäuscht nach Europa zurückkehrte. Lenau fand in den Vereinigten Staaten eine ausgebeutete Natur und *«ausgebrannte Menschen»* vor; er beklagte die dortige Kulturlosigkeit sowie den alles dominierenden Materialismus und schrieb: *«Was wir Vaterland nennen, ist hier bloss eine Vermögensassekuranz. Der Amerikaner kennt nichts, er sucht nichts als Geld; er hat keine Idee, folglich ist der Staat kein geistiges und sittliches Institut, sondern nur eine materielle Konvention.*[1]*»* Ähnliche Auffassungen wurden von vielen Auswanderern geteilt, die sich im harten Existenzkampf jenseits des Atlantiks nicht durchzusetzen verstanden und nach ihrer Rückkehr sowohl sich selbst als andern ihr Scheitern zu erklären hatten. Der Anti-Amerikanismus der Rückwanderer fand im 19. Jahrhundert seinen wohl vollständigsten Ausdruck im 1855 erschienenen Roman «Der Amerika-Müde» von *Ferdinand Kürnberger.*

Autoren, deren Anti-Amerikanismus sich auf eine frustrierende Erfahrung im Umgang mit Amerika und den Amerikanern zurückführen liesse, hat es auch im 20. Jahrhundert immer wieder gegeben: *Knut Hamsun, Maxim Gorki, Graham Greene* und *Hans Magnus Enzensberger* könnten als Beispiele dienen. Einer tiefgehenden persönlichen Verletzung ist wohl auch der Anti-Amerikanismus des englischen Philosophen und Schriftstellers *Bertrand Russell* entsprungen, der infolge politischer Intrigen 1940 eine Stelle am «City College» in New York verlor und in den USA, nach seinen eigenen Aussagen, zum Opfer einer *«typical American witchhunt»* wurde[2]. Dass Russell eine streitbare Persönlichkeit und ein überzeugter Pazifist war, wusste man schon vor seinem Amerika-Aufenthalt, und dass er sich gegen die atomare Bewaffnung und gegen den Vietnam-Krieg wandte, erstaunt nicht. Erstaunlich aber ist die fast nur noch psychopathologisch zu deutende Vehemenz seiner Antipathie, die ihn im Zusammenhang mit den Rassenunruhen in den USA Sätze wie den folgenden äussern liess: *«... die amerikanische Regierung begeht ein Genozid, die Taten der Polizei lassen sich durchaus mit jenen der Blockwarte von Auschwitz vergleichen, und die Unruhen der Schwarzen dienen der Rechtfertigung für eine Ausrottungskampagne.*[3]*»* Solche durch das Reizthema «Amerika» ausgelöste Abstürze in zornbebende Emotionalität kontrastieren merkwürdig mit der Luzidität, die das Werk des Engländers gemeinhin auszeichnet.

Deutsche Amerika-Kritik

Die zweite Erscheinungsform des Anti-Amerikanismus, die wir als Auflehnung des Schwachen gegen den Mächtigen

charakterisiert haben, lässt sich zurückführen auf das Jahr 1917, als die USA an der Seite der Entente in den Ersten Weltkrieg und damit in eine Weltmachtrolle eintraten, die vor allem in Deutschland scharfe Kritik auslöste. Diese Kritik wählte sich als Zielscheibe die Persönlichkeit des amerikanischen Präsidenten *Wilson* und war vor allem in jenen bürgerlichen und deutsch-nationalen Kreisen verbreitet, die einen Siegfrieden angestrebt hatten. Die deutsche Amerika-Kritik der zwanziger Jahre liesse sich etwa auf folgenden Kern reduzieren: Man gab sich erstmals Rechenschaft von der globalen amerikanischen Machtstellung und deren Einfluss; zugleich aber rügte man, dass diese Machtstellung sich auf typisch amerikanische Nationaleigenschaften wie Rationalismus, Materialismus, Konformismus und Besitzgier gründe, welche für die kulturellen Werte des Abendlandes eine Bedrohung darstellten. Einer der prominentesten deutschen «Anti-Amerikaner», *Adolf Halfeld,* beglückwünschte sich in seinem 1927 erschienenen Buch «Amerika und der Amerikanismus»[4] dazu, dass zwischen der alten und der «Neuen Welt» ein schützender Ozean liege.

Der Anti-Amerikanismus der Nationalsozialisten übernahm manche Züge früherer Argumentation, die zu einem kompakten Feindbild verdichtet wurden. Durchaus im Gefolge Halfelds ist *Alfred Rosenberg* zu sehen, der 1930 in seinem «Mythos des 20. Jahrhunderts» feststellte: *«Ein echter Kultur- und Lebenstyp wird auch in Amerika nur dann einmal entstehen, wenn die Jagd nach dem Dollar mildere Formen angenommen hat und wenn der heute nur technische Mann über Wesen und Ziel des Daseins nachzudenken beginnen wird.*[5]» Nach der deutschen Kriegserklärung an die USA im Dezember 1941 wurde der Tonfall aggressiver. *Dan Diner* hat in seiner zuletzt zu diesem Thema erschienenen Publikation gezeigt, wie sich in Hitlers Anti-Amerikanismus das traditionelle Vorurteil gegen die expansive kapitalistische Grossmacht mit seinem Antisemitismus vermischte, der sich gegen die *«Verjudung»* von *Roosevelts* politischem und wirtschaftlichem Beraterstab richtete. Allerdings können wir dann Diner nicht mehr folgen, wenn er den Anti-Amerikanismus in unmittelbare Nähe zum Antisemitismus rückt.

Hitler vermischte das traditionelle Vorurteil gegen die expansive kapitalistische Grossmacht mit seinem Antisemitismus.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges trat der Anti-Amerikanismus in Deutschland stark in den Hintergrund, obwohl das Machtgefälle vom Sieger zum Unterlegenen in der Präsenz der Besatzungstruppen seinen augenfälligen Ausdruck fand. Doch die durch die Niederlage und den Wegfall der Diktatur bewirkte nationale Identitätskrise leistete einer Anlehnung an den grossen demokratischen Partner jenseits des Atlantiks Vorschub, und der sich anbahnende «kalte Krieg» liess jene Westbindung als dringlich erscheinen, die von *Adenauer* konsequent angestrebt wurde. Bis in die frühen sechziger Jahre blieb ein deutscher Anti-Amerikanismus, der sich gegen das Machtpotential der USA richtete, auf rechts- und linksstehende Randgruppen beschränkt: Jene kritisierten etwa das Nürnberger Kriegsverbrechertribunal und die Entnazifizierungsmassnahmen als anmassenden Eingriff in die eigenen Angelegenheiten und griffen auf bekannte Argumentationsmuster zurück; diese schlossen sich der offiziellen Ideologie der Deutschen Demokratischen Republik an, deren wichtiger Bestandteil die Kapitalismus- und Imperialismuskritik an den USA geworden war.

Protest gegen das Vietnam-Engagement der USA

Ein erneutes Aufleben des Anti-Amerikanismus lässt sich in den frühen sechziger Jahren beobachten, und seither hat sich die Tendenz zum Widerspruch in wechselnder Erscheinungsform und Stärke bis zum Golfkrieg fortgesetzt. Unverkennbar stellte das wachsende militärische Engagement der USA in Vietnam den Hauptanlass für diesen neuen Anti-Amerikanismus dar. Der Protest gegen dieses Engagement wurde bekanntlich vorwiegend von Studentenbewegungen getragen; er gewann eine bemerkenswerte Reichweite mit Stützpunkten in Berkeley, Paris und Berlin; und er mündete rasch ein in pauschale Verteufelung der westlichen Grossmacht, deren politischen, wirtschaftlichen und militärischen Imperialismus man nicht nur in Vietnam, sondern auch in der Dritten Welt und – weniger ostentativ, aber hinterhältiger – in Europa am Werke sah. In der Bundesrepublik Deutschland, deren exponierte Frontsituation nach dem

Mauerbau von 1961 allgemein sichtbar geworden war, gewann der Studentenprotest deshalb einen besonderen Charakter, weil nach der Bildung einer «Grossen Koalition» zwischen CDU/CSU und SPD im Jahre 1966 die parlamentarische Opposition weitgehend verstummte. Nun waren es die verschiedenen Gruppierungen einer «Ausserparlamentarischen Opposition», die zum Gefäss eines besonders virulenten Anti-Amerikanismus wurden, der sich dadurch von seinen früheren Varianten abhob, dass er diesmal von der politischen Linken ausging. Als weithin sichtbares Fanal wirkten die Erklärungen, die *Hans Magnus Enzensberger* abgab, als er 1967 ein «Felloswship» in den USA aufgab und zum Entsetzen seiner Gastgeber nach Kuba verreiste. Enzensberger erklärte die politische Elite der USA zum Weltfeind, der mit allen Mitteln, vom *«Ausrottungs-Bombardement bis zu den ausgefeiltesten Techniken der Bewusstseins-Manipulation»* die wirtschaftliche und militärische Hegemonie über den Globus zu erreichen suche[6].

Dem Protest gegen das amerikanische Vietnam-Engagement flossen in der Bundesrepublik Deutschland auch jene kritischen Energien zu, welche sich schon in den fünfziger Jahren gegen den Eintritt in das Verteidigungsbündnis der Nato, gegen den Aufbau der Bundeswehr sowie gegen atomare Bewaffnung und Stationierung atomarer Waffen gewandt hatten; auch wurden neben ausserparlamentarisch-politischen Antrieben solche religiöser Art wirksam, was sich in der zwischen 1961 und 1968 stark anwachsenden Zahl von Teilnehmern an Ostermärschen ausdrückte. Ein spezifischer Aspekt des deutschen Anti-Amerikanismus jener Zeit ist darin zu sehen, dass die jungen Menschen, von denen er vorwiegend getragen wurde, das Verhalten ihrer Elterngeneration unter dem «Dritten Reich» kritisch reflektierten, der sie vorwarfen, ihre Schuld nicht verarbeitet und im Sinne einer Verdrängung die Autorität *Hitlers* durch die Ersatz-Autorität der USA ersetzt zu haben. Daher die häufige Gleichsetzung der USA mit dem durch den kommunistischen Sammelbegriff des «Faschismus» gebrandmarkten Nationalsozialismus, wie sie in der skandierten Formel «USA-SA-SS» ungezählter demonstrierender Sprechchöre ihren Ausdruck fand. Diese Gleichsetzung amerikanischer Macht mit Polizeistaatsmethoden lässt sich auch in der Pariser «Mai-Revolution» beobachten; doch dort entfiel ein vergleichbarer Vorwurf an die ältere Generation, und so sehr man auch den Staatspräsidenten *de Gaulle* bekämpfte – eine Anlehnung an die USA konnte man seiner politischen Führung nicht vorwerfen[7]. Vielleicht liessen sich drei Hauptquellen, aus denen sich der Anti-Amerikanismus der deutschen Studentenbewegung speiste, nennen: das Unbehagen über eine *translatio imperii*, welche die strategisch besonders exponierte Bundesrepublik in die Rolle eines Satelliten Amerikas zu drängen schien; ein stark emotional geprägter Pazifismus, der durch die Fernsehberichterstattung aus Vietnam, welche die Hilflosigkeit der dortigen Bevölkerung wirkungsvoll mit der militärtechnischen Überlegenheit der USA kontrastierte, immer neu belebt wurde; ein Antikapitalismus, der die Kapitalismuskritik der kommunistischen Regierungen, die sich auf das Konzept der «friedlichen Koexistenz» geeinigt hatten, an Radikalität noch übertraf. Freilich blieb dieser Anti-Amerikanismus immer nur ein Teilaspekt der studentischen Auflehnung, und er äusserte sich in der Regel in jenen friedlichen Protestformen von Provokation und Demonstration, die man den amerikanischen Kommilitonen abgeguckt hatte. Aber es kam auch zu kriminellen Gewalttaten wie den Anschlägen auf US-Hauptquartiere in Heidelberg und Frankfurt sowie auf den amerikanischen Sender «Radio Free Europe», die dem terroristischen Umfeld der «Roten Armee Fraktion» zuzuordnen waren[8].

Es waren die verschiedenen Gruppierungen einer «Ausserparlamentarischen Opposition», die zum Gefäss eines besonders virulenten Anti-Amerikanismus wurden.

Distanzierung von den Supermächten

Mit dem Beginn der von der sozialliberalen Regierung *Willy Brandts* und *Walter Scheels* vorangetriebenen Entspannungspolitik im Osten trat in den siebziger Jahren eine neue Komponente des Anti-Amerikanismus hervor. Sie war gekennzeichnet durch die moralische Gleichsetzung der beiden Supermächte USA und Sowjetunion, deren staatliche Ordnungen wenn nicht als bedrohlich, so doch als wenig vorbildlich empfunden wurden und denen gegenüber man sich auf eine abwägende

Position der Äquidistanz zurückzog. Bereits 1967 hatte *Graham Greene*, dessen Roman «The Quiet American» 1955 auf prophetisch anmutende Weise das amerikanische Vietnam-Debakel vorweggenommen hatte, die westliche Welt mit der Äusserung erzürnt, dass, wenn er seinen Wohnsitz wahlweise in der Sowjetunion oder in den USA beziehen könnte, er Russland vorziehen würde[9]. Stellungnahmen, die in ähnliche Richtung zielten, finden sich bei Schriftstellern und Publizisten jener Zeit, selbst bei schweizerischen, nicht selten, auch wenn sie sich heute ungern daran erinnern lassen. In einer Rede auf einem ausserordentlichen Parteitag der sozialdemokratischen Partei der Schweiz im Jahre 1971 sagte *Günter Grass: «Kapitalismus und Kommunismus: die beiden so konservativ verfestigten Blöcke verstehen sich jeweils als hierarchischer Aufbau. Führungseliten herrschen. Aufsichtsräte und Mitglieder des Zentralkomitees entscheiden als selbstherrliche Kollektive. Macht wird von oben nach unten ausgeübt und verwaltet. Dem Volk oder – von oben gesehen – der unwissenden Masse wird im Osten die Mitbestimmung vorenthalten, soll im Westen die Mitbestimmung vorenthalten werden»*[10]. Die Unterschiede im östlichen und westlichen Gesellschaftssystem erscheinen in solcher Äusserung als geringfügig: bloss dass im Osten schon erreicht ist, was im Westen noch werden wird.

Die sowjetische Invasion in Afghanistan im Jahre 1979, die sich zum Vergleich mit dem Vietnam-Krieg anbot, leistete einer Gleichsetzung der beiden Supermächte zusätzlichen Vorschub. Man suchte nach Beispielen für ähnliche Versuche neokolonialer Machtentfaltung auf seiten der USA und fand sie, wenn auch in weniger eindeutiger Form, in Lateinamerika. Zwar hatte sich der Enthusiasmus, der zehn Jahre zuvor aus studentischen Kreisen Persönlichkeiten wie *Fidel Castro* und *«Che» Guevara* zugeströmt war, verflüchtigt; aber das Regime *Pinochet,* in welchem man den «verlängerten Arm» amerikanischer Machtaspirationen erblickte, löste in Deutschland einen lang fortwirkenden Solidarisierungseffekt gegenüber der *«geknechteten chilenischen Bevölkerung»* aus. Eine vergleichbare Solidarisierung der Linken erfolgte nach 1979 gegenüber Nicaragua, als man den Erfolg des sozialrevolutionären Volksaufstands gegen *Somoza* durch die Einmischung der USA gefährdet und eine unabhängige Entwicklung des Landes behindert sah. Mit der US-Invasion auf der Karibik-Insel Grenada im Jahre 1983 schien sich die Vorstellung eines verdeckt und offen operierenden Expansionismus der USA in Lateinamerika zu bestätigen, eines Expansionismus, der, so fürchteten insbesondere deutsche Kritiker, eines Tages auch in ihrem Lande militant wirksam werden könnte. Zur karikierend überzeichneten Schiessbudenfigur solcher Kritik wurde Präsident *Ronald Reagan,* dessen Berlin-Besuch im Jahre 1982 heftige anti-amerikanische Demonstrationen auslöste.

Die Unterschiede im östlichen und westlichen Gesellschaftssystem erscheinen in solchen Äusserungen als geringfügig.

Das Misstrauen gegenüber der technokratischen Führungsmacht

Im Jahre 1946 bereiste der Wissenschaftsjournalist *Robert Jungk,* tief erschüttert von den Vernichtungsmöglichkeiten, welche die Atombomenabwürfe über Hiroshima und Nagasaki vor Augen geführt hatten, die Vereinigten Staaten und besichtigte eine Reihe von Forschungslaboratorien. In seinem 1952 erschienenen Bestseller «Die Zukunft hat schon begonnen» und in weiteren Büchern, die sich kritisch mit dem atomaren Wettrüsten auseinandersetzten, warnte er vor der Hybris eines ethisch nicht mehr kontrollierten Fortschrittsglaubens und vor dem hemmungslosen Einsatz der Technik zur Ausbeutung natürlicher Ressourcen. *«Gottes Platz zu besetzen»,* schrieb Jungk, *«seine Taten zu wiederholen, einen eigenen menschengemachten Kosmos nach menschengemachten Gesetzen der Vernunft, Vorhersehbarkeit und Höchstleistung neuzuschaffen und zu organisieren: das ist das wirkliche Fernziel Amerikas.*[11]*»*

Ein solcher Anti-Amerikanismus, der den von keinen Zweifel angekränkelten technischen und ökonomischen Wachstumszwang als Wesensmerkmal amerikanischer Mentalität deutet, hat in den letzten zwei Jahrzehnten in Deutschland und anderswo vor allem drei Gesinnungsgruppen erfasst: die Vertreter der Friedensbewegung, die Kernkraftgegner und die Umweltschützer. Innerhalb der Friedensbewegung hat sich der Protest 1979 im Zusammenhang mit dem Nato-Doppel-

beschluss zur Stationierung bodengestützter amerikanischer Mittelstreckenraketen entzündet; während einer Aktionswoche im Jahre 1983 sind nach Schätzungen der Veranstalter gegen drei Millionen vorab jugendlicher Demonstranten mobilisiert worden. Auch die Kernkraftgegner, die sich vielfach aus Kreisen der Friedensbewegung rekrutierten, haben ihren teilweise anti-amerikanisch motivierten Protest, der zwischen kriegerischem und zivilem Gebrauch der Atomkraft nur einen graduellen Unterschied einräumt, bis in die jüngste Gegenwart fortgesetzt. Erfolgreich sind auch die Anhänger der Ökologie-Bewegung gewesen, die mit gezielten Bürgerinitiativen begannen und sich 1980 in der Bundesrepublik als Partei der «Grünen» konstituierten: In ihren Reihen ist das Bild eines Amerika, das in naivem Zukunftsoptimismus und im pragmatischen Glauben an die technische Machbarkeit von allem und jedem einen fatalen Irrweg beschritten hat, besonders virulent geblieben.

Tocqueville wollte die Zukunft der eigenen Kultur am Beispiel der amerikanischen Gegenwart studieren.

Es ist bezeichnend für diese neueste Variante des Anti-Amerikanismus, dass der Golfkrieg von 1991 nicht nur in herkömmlicher Weise als brutaler machtpolitischer Übergriff kritisiert wurde; scharf getadelt wurde nun auch die Art der Kriegsführung, der man vorwarf, ein hochtechnisiertes Arsenal modernster Waffen mit der klinisch-sauberen Präzision eines chirurgischen Eingriffs eingesetzt und erprobt zu haben, ohne auch nur einen Gedanken an das Leid und Elend der Opfer zu verschwenden. Eine solcher Sehweise entspringende Einschätzung findet sich in einer Reportage des Schweizer Schriftstellers *Niklaus Meienberg,* in dessen Gesamtwerk der Anti-Amerikanismus – ausgelöst durch das frustrierende Erlebnis eines USA-Aufenthalts – verschiedentlich spürbar wird. Unter dem Titel «Wargasm on Constitution Avenue» werden die Siegesfeiern in Washington als fröhliches Jahrmarktspektakel gesehen: Offiziere unterhalten sich beim kalten Buffet und den *«lüpfigen Weisen»* einer *«Army-Band»* über den Krieg wie über einen Sportanlass; froh gestimmte Kinder besichtigen in einer Ausstellung von Kriegsgerät die *«entzückenden Raketen»;* der Oberkommandierende *Norman Schwarzkopf* wird als *«erfolgreichster schmerzloser Schlächter»* vorgestellt[12].

«Ami go home»

Der Anti-Amerikanismus, der sich in der Auflehnung derer entlädt, die sich einem weit überlegenen Machteinfluss ausgesetzt und ausgeliefert fühlen, hat in den letzten Jahren auch in Buchform einen unverhüllten Ausdruck gefunden. So hat etwa *Rolf Winter,* ehemaliger Chefredaktor von «Stern» und «Geo», in seinem Buch «Ami go home» die Vereinigten Staaten als eine Macht bezeichnet, deren Wesen sich in der Anwendung von Gewalt gegen innen wie gegen aussen erschöpfe und deren Bekenntnis zur Demokratie längst vom Bekenntnis zur «monecracy» abgelöst worden sei; höchste Zeit sei es, dass die Bundesrepublik Deutschland, *«ein amerikanisches Erzeugnis»* und ein *«Satellit»,* sich aus den Fängen dieser Nation rette[13]. Zu ähnlichen Einsichten gelangt der durch seine Polemik gegen die katholische Kirche bekannte *Karlheinz Deschner,* der, angeregt durch den Golfkrieg, die ganze Geschichte Nordamerikas Revue passieren lässt. In seinem Buch mit dem bösen Titel «Der Moloch» wird vor dem Leser ein Schauerroman ausgebreitet: Keine Unterstellung, Verdrehung, Verdächtigung und Verunglimpfung wird ausgelassen, um zu zeigen, dass Amerika in seinem Machtstreben skrupellos und unersättlich, dass seine führenden Persönlichkeiten ahnungslos und bestechlich sind und dass – dies das schlimmste von allem – der vielberufene demokratische und christliche Geist der Nation zur Farce verkommen seien. Das Fazit von Deschners Philippika: *«Dieses Land kennt nur drei Argumente, drei Kräfte, drei Ideale: Gewalt, Geld und Heuchelei.*[14]*»*

Die dritte Erscheinungsform des Anti-Amerikanismus, die wir eingangs erwähnt haben, geht aus von der Überzeugung, die Vereinigten Staaten verkörperten eine Zukunft, wie sie für uns Abendländer nicht wünschbar sei. Auch dieser Anti-Amerikanismus ist durchdrungen von der Evidenz einer unentrinnbaren Machtstellung der USA und von der Annahme, dass dieses Land in seinem Entwicklungsgange der europäischen Geschichte vorausgeeilt sei. Als *Alexis de Tocqueville* vor 150 Jahren Nordamerika bereiste, tat er dies als Zeitreisender: Er wollte die Zukunft der eigenen Kultur am Beispiel der amerikanischen Gegenwart studieren. In den Ver-

einigten Staaten erblickte der Franzose eine Nation, die den Weg der Demokratisierung und der Angleichung der Lebensbedingungen und Lebenschancen bereits beschritten hatte, einen Weg, der als *fait providentiel* auch für Europa vorgesehen war. *«Ich gestehe»,* schreibt Tocqueville im Vorwort seines Buches «De la démocratie en Amérique», *«in Amerika habe ich mehr als Amerika gesehen; ich habe dort ein Bild der Demokratie selbst, ihres Strebens, ihres Wesens, ihrer Vorurteile, ihrer Leidenschaften gesucht; ich wollte sie kennenlernen, und sei es auch bloss, um zu erfahren, was wir von ihr zu erhoffen oder zu befürchten haben*[15]*.»* Zu erhoffen oder zu befürchten: Tocqueville war ein viel zu kluger, zu differenzierter Betrachter, um nicht Vor- und Nachteile der amerikanischen Entwicklung sorgfältig gegeneinander abzuwägen. Aber er verschweigt nicht seine Befürchtungen: dass die Gleichheit der Rechte einer allgemeinen Nivellierung und Uniformität des geistigen Lebens Vorschub leisten könnte; dass die öffentliche Meinung zu einer Art von modernem Tyrannen werden könnte; dass der sich notwendig entwickelnde Individualismus auch zur Vereinzelung und Isolation des Menschen führen würde, usw.

Als nachdenklich gestimmter Interpret amerikanischer Zustände hat Tocqueville in Europa viele Schüler gehabt. Zu ihnen mag man den baltischen Grafen *Hermann Keyserling* zählen, einen gebildeten, etwas skurrilen und sehr konservativen Privatgelehrten, der vor dem Ersten Weltkrieg eine Weltreise unternahm und 1918 darüber in seinem viel gelesenen «Reisetagebuch eines Philosophen»[16] berichtete. Gegen den Schluss seines umfangreichen Werks kommt Keyserling auf die USA zu sprechen, und zwar in durchaus abwägender Weise. Tief beeindruckt von seinem vorangehenden Indienaufenthalt betritt der Reisende in Kalifornien eine andere Welt. Hier strömt das Leben nicht mehr im ruhigen Einklang mit der Natur dahin, sondern es wird zielstrebig gelenkt und macht sich die Natur untertan. Leistung, Erfolg, Profit, Aufstieg, Fortschritt sind hier alles; der Geist wird umgewandelt in Materie, der Idealismus verkümmert zur Zweckhaftigkeit. Die Amerikaner erscheinen als Kinder in den Flegeljahren; sie haben den alten, dekadenten, neurasthenischen Europäern ihre Unverbrauchtheit, Aufrichtigkeit und Vitalität voraus: Daran liesse sich eigentlich ein Beispiel nehmen.

Im «Reisetagebuch eines Philosophen» wird das Verhältnis von Europa zu Amerika dem Verhältnis von Kultur und Zivilisation gleichgesetzt: hier schöpferische, sinnstiftende Tat; dort flache, entseelte Produktivität. Bemerkenswert übrigens die Gleichzeitigkeit des Geistigen zwischen Keyserling und *Oswald Spengler,* der in seinem «Untergang des Abendlandes»[17] die beiden Begriffe ähnlich einsetzt und auch in seinem Urteil über die USA dem baltischen Grafen nahesteht.

Kulturpessimismus und Zivilisationskritik

Dass ein Anti-Amerikanismus, der sich aus solch konservativem Kulturpessimismus speist, auch in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts keineswegs ausgespielt hat, ist offensichtlich. Zu deutlich werden in unserer Konsumgesellschaft Impulse wirksam, deren Ursprung sich in den USA orten lässt: *«Die moderne Kulturindustrie»,* schreibt der Soziologe *Arnold Hauser, «hat durch ihren puren Umfang, die Menge und die Ubiquität ihrer Produkte eine Macht zweifelhaften Wertes über ihre Konsumenten gewonnen. Die Sprache von Hollywood und der Bestseller ist zur ‹lingua franca› des Abendlandes geworden.*[18]*»* Da liegt es denn nahe, das Unbehagen an der Kultur unserer Moderne durch den Vorwurf an den Sündenbock jenseits des Atlantiks zu beruhigen. Die Befürchtungen, die schon Tocqueville und Keyserling umtrieben, beleben sich neu. Ist die kulturelle Produktion nicht längst zur seriell reproduzierten und professionell propagierten Ware geworden, deren Wert nicht mehr an ihrem Gehalt, sondern am Geld, das sie einbringt, gemessen wird? Hat nicht das aus den USA importierte *Happening* die ästhetischen und sittlichen Beurteilungskriterien verwirrt und einer kreativen Beliebigkeit den Weg geebnet, wie sie für die geistige Orientierungslosigkeit unserer Zeit verantwortlich zu machen ist? Illustriert nicht der Qualitätsschwund eines auf hohe Einschaltquoten als letzter Instanz abzielenden Fernsehens, dass jene *«tyrannie de la majorité»,* die Tocqueville in den USA kommen sah, auch bei uns

Es gibt – etwa im Umfeld der «Grünen» – durchaus Anzeichen dafür, dass sich Kulturpessimismus und Anti-Amerikanismus zu einer zugkräftigen Allianz verbinden könnten.

längst Wirklichkeit geworden ist? Das sind in der Tat ernstzunehmende Fragen, die sich dem traditionsbewussten Kulturkritiker stellen und die sich leicht gegen Amerika wenden lassen, wobei man sich die Überlegung spart, ob es mit unserer Kultur nicht auch ohne die USA irgendwann so weit gekommen wäre. Freilich ist dieser kulturkritische Anti-Amerikanismus weniger laut als der Anti-Amerikanismus der Friedensbewegung, der Atomkraftgegner und der «Grünen»; seine Vertreter pflegen eher ein elitäres Bewusstsein und sind sich im übrigen der Vorteile bewusst, welche die aussenpolitische und wirtschaftliche Anlehnung an die westliche Supermacht auf die europäische Gesellschaftsentwicklung gehabt hat. Aber es gibt – etwa im Umfeld der «Grünen» – durchaus Anzeichen dafür, dass sich Kulturpessimismus und Anti-Amerikanismus zu einer zugkräftigen Allianz verbinden könnten.

Der europäische Anti-Amerikanismus tritt in wechselnder Gestalt auf, er schwankt in seiner Intensität und lässt sich nicht ohne weiteres bestimmten parteipolitischen oder sozialen Gruppierungen zuordnen. Zudem hat es neben anti-amerikanischen immer auch pro-amerikanische Strömungen gegeben, und es bleibt erstaunlich, dass die letzteren in der Fachliteratur seltener thematisiert worden sind[19]. Dabei liessen sich dem enttäuschten Urteil Nikolaus Lenaus mit Leichtigkeit begeisterte Urteile erfolgreicher Auswanderer zur Seite stellen; der Groll über *Wilsons* Europa-Politik hielt die Industriellen der Weimarer Republik nicht davon ab, sich in Detroit über die betriebswirtschaftlichen Methoden *Henry Fords* zu informieren; und es wäre interessant zu wissen, wieviele unter den Jugendlichen, die gegen die Stationierung amerikanischer Raketen protestierten, gleichzeitig Geld für eine private USA-Reise sparten. Auch darf nicht in Vergessenheit geraten, dass es den Anti-Amerikanismus auch in den USA gibt, falls dieser Begriff dort noch seinen Sinn hat: Man hat jenseits des Atlantiks seinen Tocqueville sehr wohl gelesen, und kritische Kommentatoren der amerikanischen Gesellschaftsentwicklung wie der frühere Diplomat *George F. Kennan,* der Historiker *Stanley Hoffmann* oder der Soziologe *Daniel Bell* können vom europäischen Anti-Amerikanismus wenig lernen, haben sie doch diesem die intime Kenntnis ihres Landes voraus. Denn dies bleibt wohl zuletzt die gravierendste Schwachstelle des europäischen Anti-Amerikanismus: dass er über die USA weit weniger aussagt, als über die eigene Befindlichkeit. ✦

[1] Zit. n. D. Diner, «Verkehrte Welten. Anti-Amerikanismus in Deutschland», Frankfurt 1993, S. 42.
[2] B. Russell, «The Autobiography of Bertrand Russell», Bd. II, London 1968, S. 219.
[3] Zit. n. P. Hollander, «Anti-Americanism. Critiques at Home and Abroad 1965–1990», New York 1992, S. 373.
[4] Zit. n. P. Berg, «Deutschland und Amerika 1918–1929. Über das deutsche Amerikabild der zwanziger Jahre», Lübeck 1963, S. 140.
[5] Zit. n. E. Fraenkel, «Amerika im Spiegel des deutschen politischen Denkens», Köln 1959, S. 314.
[6] Zit. n. Diner, op. cit., S. 145.
[7] Vgl. R. F. Kuisel, «Seducing the French. The Dilemma of Americanization», Berkeley 1993.
[8] E. P. Müller, «Anti-Amerikanismus in Deutschland. Zwischen Care-Paket und Cruise Missile», Köln 1986, S. 102. G. Moltmann, «Deutscher Anti-Amerikanismus heute und früher»; in O. Franz, Hrsg., «Vom Sinn der Geschichte», Stuttgart 1976. W. Wagner, «Das Amerika-Bild der Europäer»; in: K. Kaiser, und H.-P. Schwarz, Hrsg., «Amerika und Westeuropa», Stuttgart 1977.
[9] Zit. n. Hollander, op. cit., S. 376.
[10] G. Grass, «Angestiftet, Partei zu ergreifen», München 1994, S. 184.
[11] R. Jungk, «Die Zukunft hat schon begonnen», Bern 1952, S. 14.
[12] N. Meienberg, «Wargasm on Constitution Avenue»; in: «Zunder, Überfällt, Übergriffe, Überbleibsel», Zürich 1993, S. 35.
[13] R. Winter, «Ami go home. Ein Plädoyer für den Abschied von einem gewalttätigen Land», Hamburg 1989.
[14] K. Deschner, «Der Moloch. Zur Amerikanisierung der Welt», Stuttgart 1992, S. 21.
[15] A. de Tocqueville, «Über die Demokratie in Amerika», Bd. I, aus dem Französischen von Hans Zbinden, Zürich 1987, S. 26.
[16] H. Keyserling, «Das Reisetagebuch eines Philosophen», Bd. II, Darmstadt 1920.
[17] O. Spengler, «Jahre der Entscheidung», München 1961.
[18] A. Hauser, «Soziologie der Kunst», München 1974.
[19] Entsprechende Hinweise finden sich bei Fraenkel, op. cit. und K. Weigelt, Hrsg., «Das Deutschland- und Amerika-Bild. Beiträge zum gegenseitigen Verständnis beider Völker», Melle 1986.

Die amerikanischen Gründungsväter und die Schweiz

Paul Widmer, *geboren 1949 im Toggenburg, studierte Geschichte und Philosophie in Zürich; 1976/77 am Zentrum für interdisziplinäre Forschung in Bielefeld bei Reinhard Koselleck; 1977 Eintritt in den diplomatischen Dienst. Nach Stationen in New York und Washington 1989–1992 Chef des OSZE-Dienstes in Bern; seit 1992 Leiter der Berliner Aussenstelle der Schweizerischen Botschaft in Deutschland.*

Das Gedankengut der amerikanischen Gründungsväter bildet eine wichtige Etappe innerhalb der Entwicklung der politischen Philosophie. Ohne das amerikanische Verfassungsmodell wäre der Übergang von der Alten Eidgenossenschaft zum modernen Bundesstaat nicht geglückt[1].

Der Beitrag der amerikanischen Gründungsväter zur politischen Philosophie wird in Europa peinlich wenig beachtet. Dies ist nicht nur wegen des ideengeschichtlichen Verlusts, sondern auch aus praktischen Erwägungen bedauerlich. Unser Revolutionsbegriff etwa ist viel zu stark durch die Französische Revolution mit ihren blutigen Staatsaktionen geprägt. Die «grande révolution» von 1789 mag ja die Revolution par excellence sein. Aber man sollte eines nicht übersehen: sie ist Teil einer transatlantischen Revolution, deren geistige Urspünge in der Aufklärung liegen und deren praktische Umsetzung in Amerika begann.

Hannah Arendt[2] hat in ihrem klugen Buch mit dem Titel «Über die Revolution» dargelegt, dass das Ziel einer Revolution nicht nur das Abschütteln einer Herrschaft ist. Damit gibt sich die Rebellion zufrieden. Die Revolution dagegen erstrebt die Errichtung einer neuen Freiheitsordnung. Betrachtet man das Revolutionsgeschehen aus diesem Blickwinkel, dann gewinnen die amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776 und die Verfassung von 1787 monumentale Grösse. Dann schärft sich auch das Auge für die Gegenwart, für die grosse Tragweite des Umbruchs von 1989 in Mittel- und Osteuropa – eines Umbruchs, der trotz der vokabelmässigen Verschleierung mit Wörtern wie «Wandel» und «Wende» nichts weniger als eine vollumfängliche Revolution war.

In der Schweiz zerbricht man sich – schon wieder – den Kopf, wie man ein herausragendes Gedenkjahr gebührend feiern kann: den 150. Jahrestag der Gründung des Bundesstaates. Nichts sei gegen das Feiern gesagt, solange man seine Lehren aus dem Debakel von 1991 gezogen hat. Aber es darf nicht die gedankliche Auseinandersetzung mit der Geistesgeschichte der Verfassung von 1848 ersetzen – eine Auseinandersetzung, die im Vorfeld von 1998 allmählich anlaufen sollte.

Die «Federalist Papers»

Wer waren die Gründungsväter? Der Terminus ist nicht sonderlich präzis. Am besten zählt man all jene dazu, die etwas Intelligentes zur amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 und zur Verfassung von 1787 beigetragen haben. Dazu gehören *Washington* und *Jefferson,* die Verfasser der *Federalist Papers,* und *Benjamin Franklin,* aber auch herausragende *Anti-Federalists* wie *John Adams* oder *George Mason* aus Virginia. Mit Abstand am wichtigsten sind in theoretischer Hinsicht die «Federalist Papers»[3].

Im Jahr 1787 war es um die Vereinigten Staaten von Amerika schlecht bestellt. Sie hatten zwar die Unabhängigkeit und vor vier Jahren den Krieg gegen Grossbritannien gewonnen, aber sie wussten, so schien es, nicht viel mit dem Frieden anzufangen. Die erste Verfassung, die *Articles of Confederation,* hatte die 13 ehemaligen Kolonien in einem lockeren Staatenbund zusammengefasst. Der Kongress verfügte über wenig Kompetenzen und noch weniger Autorität. Die meisten Staaten weigerten sich, die bescheidenen Steuern, die der Kongress zu erheben ermächtigt war, zu bezahlen. Es sei, als ob man Toten predigen würde, seufzte der Finanzminister.

In dieser desolaten Lage schlug der New Yorker Anwalt *Alexander Hamilton* eine Versammlung in Philadelphia vor, um die «Articles of Confederation» zu revidieren. Dort kamen 55 Delegierte im Mai 1787

1 *Einzelne Abschnitte dieses Beitrags sind auch im Rahmen einer Rezension der deutschen Ausgabe der «Federalist Papers» unter dem Titel «Die Federalists und die Schweiz» in der NZZ Nr. 36 vom 3. Februar 1995 abgedruckt worden.*

2 *Hannah Arendt: «Über die Revolution» (1963), Neuausgabe München 1974.*

3 *«Die Federalist Papers», hrsg. von Barbara Zehnpfennig, Darmstadt 1993.*

zusammen, unter ihnen Washington, Franklin, Madison. Als Jefferson, damals Gesandter in Paris, eine Liste mit den illustren Namen sah, sprach er von einer Versammlung von Halbgöttern. Im September des gleichen Jahres gingen die Delegierten wieder auseinander. In der Zwischenzeit hatten sie freilich nicht am alten Dokument herumgebessert. Sie hatten vielmehr eine neue und neuartige Verfassung erarbeitet – eine Verfassung, die mehr als 200 Jahre Bestand haben sollte und die weltweit zum grossen Verfassungsvorbild wurde. Wenn man dem Nachrichtenmagazin «Time» trauen darf, dann liessen sich die Verfassungsgeber in mehr als 160 Ländern direkt oder indirekt vom amerikanischen Vorbild inspirieren.

Doch bevor es soweit war, musste der Verfassungsentwurf noch einige Hürden nehmen. In den Einzelstaaten wählte man Verfassungskonvents, welche über die Ratifikation der Verfassung zu befinden hatten. In verschiedenen Staaten gab es ein hartes Tauziehen zwischen Befürwortern und Gegnern. Insbesondere in Virginia und New York steigerte sich der Meinungsstreit zwischen *Federalists* und *Anti-Federalists* zur grundsätzlichen Auseinandersetzung über staatsrechtliche Kernfragen. Einer der glühendsten Verfechter des neuen Verfassungsentwurfs war Hamilton. Auf argumentativ hochstehender Ebene wollte er die Wähler seines Heimatstaates New York von den Vorteilen des neuen Verfassungsentwurfs überzeugen und die Argumente der Gegner zerpflücken. *James Madison* und *John Jay* kamen ihm dabei zu Hilfe. Zusammen schrieben sie in aller Eile 85 Artikel, die ab Oktober 1787 in rascher Folge in drei New Yorker Zeitungen unter dem Pseudonym «Publius» erschienen. Der Name «Publius» war Programm. Der Gesetzgeber *Publius Valerius Publicola* hatte nach Plutarch die römische Republik gerettet. Die drei Anonymi beabsichtigten in Amerika das gleiche, auch wenn man zugestehen muss, dass die *Anti-Federalists* die Republik keineswegs zerstören wollten. Von den 85 Artikeln werden 51 Hamilton, 29 Madison und 5 Jay zugeschrieben. Bedeutungsmässig gebührt jedoch Madison der erste Rang.

Ihr unmittelbares Ziel, die New Yorker Wähler für die neue Verfassung zu gewinnen, verfehlten die Autoren. Jedenfalls wählten die New Yorker einen Konvent, der von den *Anti-Federalists* beherrscht wurde. Aus ephemerem Anlass entstanden, in ihrer unmittelbaren Wirkung nicht sehr erfolgreich, wurden die «Federalist Papers» dennoch zu einer der wichtigsten Schriften der politischen Philosophie. *Tocqueville* hätte sie am liebsten zur Pflichtlektüre eines jeden Staatsmannes erklärt. Und in den USA erlangten sie nach Verfassung und Unabhängigkeitserklärung als dritter Text sozusagen kanonische Geltung. Das Oberste Gericht stützt sich immer wieder auf diese 85 Artikel, wenn es darum geht, die Verfassung so auszulegen, wie es in der ursprünglichen Absicht der Gründungsväter lag. Tatsächlich wird nirgends besser als in den «Federalist Papers» erklärt, aus welchen Überlegungen die amerikanische Verfassung entstanden ist. Das sollte nicht allzusehr erstaunen. Denn einer der Autoren – Madison – wird ja auch «Vater der Verfassung» genannt, womit sein massgeblicher intellektueller Anteil an der Ausarbeitung der Verfassung zweckmässig umschrieben wird.

Der Meinungsstreit zwischen «Federalists» und «Anti-Federalists» wurde zur grundsätzlichen Auseinandersetzung über staatsrechtliche Kernfragen.

Erfahrung als Schlüsselbegriff

Erfahrung ist, so Madison, *«das Orakel der Wahrheit». Daniel Boorstin,* vielleicht der beste Kenner der amerikanischen Geschichte, meinte, die Kolonisten in der Neuen Welt hätten nicht mit Bücherweisheiten die Revolution angezettelt, sondern sie liessen sich von ihren praktischen Erfahrungen leiten. Das gilt im wesentlichen auch für die Verfasser der «Federalist Papers», die von schottischer Philosophie geprägt und somit mit einer gesunden Skepsis gegenüber spekulativen Gedankenkaskaden gewappnet waren. Hamilton spricht zwar einmal von Axiomen, aus welchen sich Prinzipien für das politische Handeln ableiten liessen. Aber seine deduktiven Anstrengungen erlahmen rasch. Liest man die Passagen genauer, dann lösen sich die sogenannten Axiome in Maximen auf, welche mit schierem Common Sense erkennbar sind. Was *more geometrico* abgeleitet werden sollte, reduziert sich auf Gebote der Vernunft. Es ist denn auch der gesunde Menschenverstand, über den man, wie Hamilton festhält, am leich-

testen Zugang zur politischen Wissenschaft und Ethik erhält.

Die Erfahrung allerdings umfasst bei den *Federalists* mehr als nur Selbsterlebtes und die eigene Tradition. Sie umschliesst auch die Geschichte und die Verfassungskunde Europas. Die Autoren werden nie müde, ihre Vorschläge mit den Verhältnissen in andern Ländern zu vergleichen. Ihr Vorgehen bringen sie im 61. Artikel mit einem Dreisatz auf den Begriff: Ihre Argumente seien, heisst es dort, von der Vernunft nahegelegt, durch Beispiele veranschaulicht und durch die eigene Erfahrung bekräftigt. Doch sie sammeln nicht Vergleiche um der Gelehrsamkeit willen. Die eigene und die historisch vermittelte Erfahrung bilden das Substrat für Extrapolationen. Die Erfahrung verschafft das nötige Selbstvertrauen, um das Experiment mit einer neuartigen Verfassung zu wagen. Amerikas Leistung, erklären die *Federalists* selbstbewusst, bestehe gerade darin, dass es zwei Sachen verbinde: es erweise den Ansichten früherer Zeiten und anderer Nationen gebührend Reverenz, es begegne aber auch mit experimentierfreudiger Offenheit dem Neuen und Unerprobten.

Madison, Hamilton und Jay sind in der Aufklärung verwurzelt. Sie glauben an den Fortschritt, an eine stetige Verbesserung der Zustände durch das Neue. Aber ihr Menschenbild ist nüchtern, skeptisch, antirousseauistisch. Für *Rousseau* ist der Mensch im Ursprung makellos und gut. Es sind die Umstände, die ihn verdorben haben. Die *Federalists* dagegen erkennen den Menschen als ein Mängelwesen mit Fehlern und Lastern. Diese verleiten ihn zum eigennützigen Streben nach Macht und Eigentum. Am ungleichen Eigentum entzünden sich denn auch die meisten Interessenkonflikte in der Gesellschaft; und deswegen bilden sich unterschiedliche Gruppierungen.

Dem Menschen ist auch nicht gegeben, sich des Verstandes in reiner Form zu bedienen. Er erfasst sein Objekt nie vollständig, und die Sprache als Ausdrucksmittel verfälscht den objektiven Sachverhalt zusätzlich. Menschen haben keine vollständige, sondern lediglich eine perspektivische Sicht der Dinge. Dies ist ein weiterer Grund, weshalb es unterschiedliche Gruppierungen gibt. Die Menschen als Mängelwesen formieren sich deshalb, wenn sie es in freier Weise vollziehen können, notgedrungen in Gruppierungen oder, um das Wort jetzt zu gebrauchen, in einer pluralistischen Gesellschaft. Einheitlichkeit der Meinung gibt es nicht, ausser man erzwinge sie mit Fanatismus.

Indem der Staat zulässt, dass sich einzelne Gruppierungen entfalten und miteinander rivalisieren, verhindert er, dass sich Sonderinteressen seines Geschickes bemächtigen.

Die Menschen verhalten sich in Gemeinschaft genau gleich wie individuell. Sie sind keine Engel. Deshalb braucht es ja erst eine Regierung. Sie fügen sich nicht ohne Zwang den Geboten der Vernunft und der Gerechtigkeit. Statt den Menschen verbessern zu wollen, setzt man sich besser für etwas anderes ein: für die Errichtung von guten Institutionen. Denn Institutionen können Mängel des Menschen beheben oder zumindest abschwächen.

Doch wie soll dies geschehen, wenn man nicht auf die moralische Perfektibilität des Menschen bauen will, wenn man die Tugend nicht, wie viele Aufklärer, für die Triebfeder der Republik hält? Die listige Antwort lautet: indem man homöopathisch verfährt. Man rechnet geradezu mit den Schwächen der Menschen. Man setzt eine Schwäche gegen die andere, damit sie sich gegenseitig blockieren. *«Dem Ehrgeiz»*, sagt Madison in dem berühmten 51. Artikel, *«muss man mit Ehrgeiz begegnen.»* Und die Interessen von Gruppierungen, so kann man fortfahren, muss man ebenfalls gegeneinander aufrechnen.

Zum modernen Staat gehört es, mit Parteien und Gruppierungen umgehen zu können. Um nochmals Madison zu zitieren: *«Die wesentliche Aufgabe der modernen Gesetzgebung ist es, die vielfältigen und einander widersprechenden Interessen zu regulieren.»* Das sind nicht nur neue Worte. Das sind bahnbrechende, im höchsten Grad originelle Ansichten. Ansatzweise wurden sie von den schottischen Sozialphilosophen *David Hume* und *Adam Smith* entwickelt. Die Regierung versucht nicht mehr, Interessenkonflikte zum Verschwinden zu bringen. Diese werden vielmehr als Mittel des Regierens eingesetzt. Indem der Staat zulässt, dass sich einzelne Gruppierungen entfalten und miteinander rivalisieren, verhindert er, dass sich Sonderinteressen seines Geschickes bemächtigen. Hier liegt im Kern die theoretische Begründung für die pluralistische Gesellschaft vor.

Die politische Theorie revolutionierten die *Federalists* indes am nachhaltigsten mit einer andern Idee, die sie im Keim bei Hume vorgefunden hatten. Sie machten zur Grundlage von republikanischer Freiheit das, was gerade als deren stärkstes Hindernis galt: den Grossflächenstaat. Vor den *Federalists* hielten die Verfassungstheoretiker Demokratie – darunter verstand man direkte Demokratie – nur in kleinen überschaubaren Einheiten für möglich, etwa im Athen des *Perikles,* in Rousseaus Genf oder in den Urschweizer Gebirgskantonen. In solch kleinen Gebilden würden alle einander kennen, und somit herrschte dort eine die Demokratie begünstigende Homogenität vor – eine Ansicht übrigens, die zwar ihre klassische Würde verloren, ihre volkstümliche Beliebtheit in der Schweiz aber bewahrt hat.

Madison stellte diese Idee auf den Kopf. Seine umwerfende Logik lautete: Je grösser ein Staat, um so mehr Faktionen; je mehr Faktionen, um so grösser die Gewähr, dass nicht eine Faktion alle Macht an sich reisst. Doch lesen wir Madison selbst im 10. Artikel: *«Je kleiner die Gemeinschaft ist, um so geringer wird wahrscheinlich die Zahl der Parteien und Interessengruppen sein, aus denen sie sich zusammensetzt. Und je geringer die Zahl der Parteien und Interessengruppen, um so eher wird eine Partei die Mehrheit erringen. Und je kleiner die Zahl der Individuen, die eine Mehrheit bilden, und je kleiner der Bereich, in welchem sie tätig sind, um so leichter werden sie zu einer Einigung gelangen und ihre Unterdrückungsabsichten ausführen können. Erweitert man den Bereich, so umschliesst er eine grössere Vielfalt an Parteien und Interessengruppen. Damit verringert sich die Wahrscheinlichkeit, dass eine Mehrheit ein gemeinsames Motiv hat, die Rechte anderer Bürger zu verletzen.»*

Die *Federalists* brachen also mit der klassischen Ansicht, wonach sich die demokratische Staatsform nicht für ein grossflächiges Land eigne. Im Gegenteil. Die Grossflächigkeit erwies sich ihrer Ansicht nach als unabdingbare Voraussetzung für deren Bestand. Aus diesem Konzept ergeben sich fast zwangsläufig das Prinzip der Repräsentation und die Forderung nach periodischen Wahlen. Zwar war sich Madison bewusst, dass das Prinzip der Repräsentation in Europa entwickelt worden war. Aber er fand zu Recht, in Amerika hätte man es erstmals rein demokratisch, ohne aristokratische oder oligarchische Klauseln, angewandt. *«One man, one vote»* – das ist eine amerikanische Erfindung. Dieses Prinzip stellte sich ganz in den Dienst des Volkes. Die gewählten Volksvertreter substituierten die direktdemokratische Teilnahme der Bürger; die regelmässigen Wahlen verhinderten, dass sich die Gewählten vom Volkswillen loslösten und allmählich einen Klüngel bildeten. Staatliche Gewalt wird einzig durch Wahlen übertragen. Damit tritt das Volk auch ausserhalb von direktdemokratischen Kleinstaaten in seine politische Existenz ein. Es wird zu jener Verfassungsgewalt, die via die Französische Revolution auch Europa umgestalten sollte: Das Volk ist die einzige Quelle der Legitimität im modernen Staat.

Madisons umwerfende Logik lautete: Je grösser ein Staat, um so mehr Faktionen; je mehr Faktionen, um so grösser die Gewähr, dass nicht eine Faktion alle Macht an sich reisst.

Aber nicht jeder Grossflächenstaat eignet sich für ein republikanisches Staatswesen. Er muss eine hierfür sinnvolle Struktur aufweisen. Das heisst in erster Linie, dass die Macht vom Staat auf verschiedene Träger aufgeteilt sein muss und dass sich diese in einem ausgeklügelten Kontrollsystem von *checks and balances* in Schach halten müssen. Die Aufklärung hat diese Technik theoretisch erarbeitet, die *Federalists* wenden sie erstmals pragmatisch an. Gewaltenteilung und Gewaltenverschränkung bezwecken ein und dasselbe. Sie sollen die Gefährdung der Freiheit – durch Machtmissbrauch wie durch die destruktive Kraft der Freiheit selbst – verringern.

Die Gewaltenteilung erfolgt in zwei Richtungen: Auf nationaler Ebene soll die Macht, gemäss *Montesquieus* klassischer Anleitung, zwischen Exekutive, Legislative und Judikative geteilt werden. Da in Republiken die Legislative mehr als die andern Gewalten ihren Kompetenzbereich ständig zu erweitern sucht, schlagen die *Federalists* ausserdem vor, zwei parlamentarische Kammern zu schaffen. So soll deren Aktivismus gebremst werden. Für ein demokratisches Zweikammersystem gab es damals bereits Vorbilder, beispielsweise im Staat Massachusetts.

Weitgehend unerprobt war dagegen die Gewaltenteilung in vertikaler Richtung, zwischen der Union und den Einzelstaaten, zwischen übereinandergeschichteten

Verfassungsgebilden. Einzelne Elemente waren der Form nach gewiss schon bekannt, etwa aus dem Heiligen Römischen Reich oder der Eidgenossenschaft. Aber ein Konzept für diese Art von Gewaltenteilung gab es nicht. Sie entstand intuitiv in einer schwierigen Verhandlungssituation in Philadelphia. Man bedurfte eines tragfähigen Kompromisses. Da kam man auf die Idee, die Rechtmässigkeit des Staates auf zwei Wurzeln zurückzuführen: auf die einzelnen Staaten und die einzelnen Bürger. Die Vertreter der 13 Staaten wussten bei ihrem Eintreffen in Philadelphia nicht, dass sie das Prinzip des Föderalismus erarbeiten würden. Die Besorgteren unter ihnen wollten lediglich die Union stärken, weil das Staatsgebilde von 1781 dabei war zu verlottern. Doch andere störten sich kaum an diesem Befund. Sie hielten es eher mit *Thomas Paine,* der jene Regierung zur besten erklärte, die man am wenigsten spüre.

Als die Gründungsväter um eine neue Verfassung rangen, übersahen sie die eidgenössischen Stände, in den Alpen nicht.

Den *Federalists,* vor allem Hamilton, ging es in erster Linie darum, einen starken Staat auf nationaler Ebene zu schaffen: eine Nation von Bürgern unter einer Regierung, die mit allen Attributen der Souveränität ausgestattet ist. Aber zu starker Widerstand regte sich gegen ein derartiges Vorhaben. Deshalb plädierten die Delegierten dafür, die Hoheitsrechte zu teilen. Die Einzelstaaten sollten alle Rechte behalten, die sie vorher besassen und die durch die Verfassung nicht ausdrücklich auf die Vereinigten Staaten übertragen wurden. Madison fand an dieser Art von Argumentation rasch Gefallen. Er erkannte, dass die vertikale Gewaltenteilung einen zusätzlichen Schutz vor Machtmissbrauch bedeutete. Und die *Federalists* wagten sich nun, bewusst, auf Neuland vor. Aus der Not verfiel man auf das Prinzip des Föderalismus, aus dem Geist des Kompromisses war der Bundesstaat geboren. Mit ihm aber hatten die *Federalists* die uralte Frage der politischen Philosophie, wie man Freiheit mit Stabilität in einem ausgedehnten Staat verbinden könne, überzeugender als alle Vorgänger beantwortet. Sie wurden zu den ersten und einflussreichsten Theoretikern der repräsentativen Demokratie.

Die «Federalist Papers» sind in mehrfacher Hinsicht ein merkwürdiges Erzeugnis. In der Geistesgeschichte kommt es tagtäglich vor, dass Absicht und Wirkung auseinanderklaffen, normalerweise so: die Absicht ist gross, die Wirkung ist klein. Bei den Autoren, die sich hinter dem Pseudonym «Publius» verbargen, war genau das Gegenteil der Fall. Sie schrieben für den Augenblick, nämlich die Verfassungsabstimmung im Staate New York, doch ihre Artikel vergilben auch nach 200 Jahren nicht. Sie verfassten provisorische Informationen für den Mann auf der Strasse, doch diese wurden zum grundlegenden Kommentar für das amerikanische Oberste Gericht. Sie begnügten sich damit, die Menschen so zu nehmen, wie sie sind, d. h., sie bezogen deren Fehler bereits in ihr Kalkül ein und schufen damit weit bessere Bedingungen für ein staatliches Gedeihen als schablonisierte Entwürfe mit ethischen Maximalforderungen. Sie verzichteten, im Gegensatz zu zahlreichen zeitgenössischen «Philosophes» in den Pariser Salons, auf letzte Wahrheiten und ersparten damit sich und der Menschheit Auseinandersetzungen um das Letzte.

Die Schweiz als Vorbild?

Als die Gründungsväter um eine neue Verfassung rangen, übersahen sie die eidgenössischen Stände in den Alpen nicht. Dies ist nicht erstaunlich. Schliesslich gab es in der Spätblüte des Absolutismus keine Handvoll Staaten, die auch nur einigermassen eine republikanisch-demokratische Staatsform bewahrt hatten. Beeinflusste also die Schweiz die Gründungsväter? Drei Positionen schälten sich in der Verfassungsdebatte heraus.

Am meisten begeisterten sich die Anti-*Federalists* für die schweizerischen Verhältnisse. Sie vertieften sich zwar kaum in unsere Verfassungsinstitutionen. Dafür fühlten sie sich gefühlsmässig dem republikanischen Geist in den kleinen Alpenkantonen verbunden. Mit der Schweiz als Kronzeugen bekämpften sie den heraufziehenden Bundesstaat, mit schmeichelhaften Komplimenten an die eidgenössischen Orte setzten sie sich für die überkommenen Machtbefugnisse der Einzelstaaten ein.

Eine eigenständige Ansicht vertrat *John Adams,* Vater der wichtigen Verfassung von Massachusetts mit ihrem Zweikam-

mersystem, Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung und, nicht zu vergessen, zweiter Präsident der Vereinigten Staaten. Er kümmerte sich nicht um die Schweiz als Ganzes. Sein Interesse galt den einzelnen Kantonen. In deren Ordnungen glaubte er Belege für die Gewaltentrennung zu finden. Er präsentierte seine Überlegungen im richtigen Zeitpunkt der amerikanischen Verfassungsdiskussion. Sein Buch konnte man den Delegierten in Philadelphia gerade noch rechtzeitig in die Hand drücken. So mussten sich die *Federalists* mit der Schweiz auseinandersetzen.

Hamilton und vor allem Madison studierten die Verfassungsverhältnisse in der Schweiz gründlich und lehnten sie als unbrauchbar für einen grossflächigen Staat wie das neue Amerika ab. Madison hatte sich schon im Frühjahr 1786 einige Notizen über die Eidgenossenschaft angelegt. Sie lauteten: *«Mängel der Verfassung: 1. unterschiedliche Grösse der Kantone; 2. verschiedene Regierungsformen in verschiedenen Kantonen; 3. Intoleranz in Religionssachen; 4. Schwäche des Bundes.»* Die Schweiz kam, wie er seinem Mentor Jefferson lakonisch schrieb, als Vorbild für die amerikanische Verfassung nicht in Frage. Diese Ansicht vertrat er, aber auch Hamilton, im Verfassungskonvent. In den «Federalist Papers» setzt sich Madison insbesondere in Nummer 19 mit der Eidgenossenschaft auseinander. Die Beziehungen zwischen den Kantonen, meint er, seien derart locker, dass man die Schweiz eigentlich nicht einmal einen Staatenbund nennen dürfe. Die Schweizer hätten weder eine gemeinsame Schatzkammer noch eine gemeinsame Währung; sie verfügten weder über gemeinsame Truppen noch über eine gemeinsame Rechtsprechung; es gebe schlicht kein gemeinsames Kennzeichen von Souveränität. Dass die Eidgenossenschaft überhaupt noch zusammenhalte, verdanke sie lediglich ihrer besonderen geographischen Lage, ihrer Bedeutungslosigkeit sowie der Furcht vor den starken Nachbarn und den beträchtlichen Interessen an den gemeinsamen Herrschaften. Die Schweiz mit ihrem losen Bündnis hätte jedesmal versagt, wenn es galt, einen grösseren inneren Konflikt zu überwinden. Über der Religion, so Madison, sei eigentlich die Eidgenossenschaft als Bund zerbrochen. Denn die Protestanten und Katholiken versammelten sich in separaten Tagsatzungen. Ausser der Verwaltung der gemeinen Herrschaften beschlössen sie kaum noch ein bedeutendes Geschäft gemeinsam. Aussenpolitisch stehe es nicht besser. Die Berner verbündeten sich mit den Niederländern, der katholische Vorort Luzern aber mit Frankreich. Die Schweiz war in Madisons Augen im Innern gespalten, und nach aussen trieb sie in zwei Richtungen.

Der Kleinstaat ist für Madison ja nicht die Heimstätte von Demokratie und Freiheit; er ist der ideale Tummelplatz von Klüngeln und Intrigen.

Madison kritisierte nicht nur die losen Beziehungen zwischen den Kantonen. Er misstraute zutiefst allem, was das Wesen der Eidgenossenschaft ausmachte. Der Kleinstaat ist ja seiner Ansicht nach nicht die Heimstätte von Demokratie und Freiheit; er ist der ideale Tummelplatz von Klüngeln und Intrigen. Auf solchem Fundament ist kein Staat von Dauer zu errichten. Dass die Schweiz freilich mehr in die amerikanische Verfassungsdebatte einbrachte, als Madison ihr zugestehen wollte, ist dem symbiotischen Argumentationsverlauf im Verfassungskonvent, ist der Integration von Argumenten aus dem Lager der *Anti-Federalists* zu verdanken.

Der Einfluss der Gründungsväter auf die Schweiz

Die Schweiz hat also die Gründungsväter beeinflusst, wenn auch nur in bescheidenem Ausmass. Wie aber steht es um den Einfluss der Gründungsväter auf die Schweiz? Der ist ohne Zweifel gross, sehr gross sogar. Allerdings lässt er sich nicht direkt nachweisen. Zwar erschien eine Übersetzung der «Federalist Papers» auf Französisch schon 1792. Auf Deutsch musste man bis 1958 warten. Dass Schweizer Gelehrte und Politiker die Artikel von «Publius» oder die Bücher von John Adams studiert hätten, dafür finden sich in der Schweiz meines Wissens keine Spuren.

Auf grosses Interesse dagegen stiess von Anfang die amerikanische Verfassung. Kein Geringerer als *Charles Pictet de Rochemont,* der nachmalige Schweizer Bevollmächtigte auf dem Wiener Kongress, publizierte 1795 ein zweibändiges Werk über die Vereinigten Staaten mit der Verfassung von 1787 im Anhang. Einige Jahre

danach empfahlen erste Schweizer, die unitaristische Zwangsjacke der Helvetik abzuschütteln und die amerikanische Verfassung zum Vorbild zu nehmen. *Johannes von Müller,* der berühmte Historiker und wohl allzu flexible Politiker, erhielt 1799 einen Brief von seinem Bruder, worin stand: *«Wir sind der Meinung, dass, mit gehörigen Modifikationen, die amerikanische Verfassung noch am besten für uns taugen würde.»* Ähnlich soll sich *Napoleon* geäussert haben. Tatsächlich enthält die Mediationsakte von 1803 mit ihrer föderalistischen Struktur zahlreiche Elemente, die in der amerikanischen Verfassung angelegt sind.

Freilich, bei weitem nicht alle Kreise nahmen diese Verfassung günstig auf. Die Unitarier liefen Sturm. Deren Widerstand verstärkten, urtümlichen Gesetzmässigkeiten gehorchend, die Gegner aus dem andern extremen Lager, die Anhänger des *Ancien Régime.* Wie könne man die kleine, abgeschiedene Schweiz mit dem grossen, machtbetonten Amerika vergleichen, fragte der alte *Carl Müller von Friedberg.* Auch höchst angesehene Beobachter urteilten, die Schweiz eigne sich nicht für einen Bundesstaat. Dieses Land sei, meinte Tocqueville 1836 verachtungsvoll, zu etwas anderem als der Anarchie unfähig.

Die Schweiz verdankt den amerikanischen Gründungsvätern viel, namentlich den *Federalists.* Wir haben verschiedene Ideen bei ihnen entliehen, die sich bei uns bewährten. Aber alle Konsequenzen aus der umwerfenden Neuschöpfung von 1787 haben wir bis heute nicht gezogen. Noch immer gefallen wir uns, angefangen von *Jacob Burckhardt* bis zu *Max Frisch,* in einer Kleinstaatideologie, die schon zu Burckhardts Zeiten revisionsbedürftig war. Wir tun so, als ob es Freiheit und bürgerliche Mitwirkungsrechte nur in einem Kleinstaat geben könnte. Der Kleinstaat weist gewiss Vorteile auf, das sei unbestritten. Aber mittlerweile sollte man zur Kenntnis nehmen, dass ein Grossstaat mit föderalistischer Struktur beträchtlich nahe an die Errungenschaften des Kleinstaates herankommen kann. Der Beweis wird ja seit mehr als 200 Jahren erbracht.

Überhaupt könnte man von den *Federalists* noch einiges lernen. Die Debatte um Maastricht: Wie erbärmlich fällt das Gerangel um Konvergenzkriterien vom Argumentationsniveau der «Federalist Papers» ab! Aber vielleicht darf man die Gegenwart nicht überfordern. Möglicherweise bilden die amerikanischen Gründungsväter jene lichte Akme, jenen Mittel- und Höhepunkt in der Geschichte der politischen Philosophie, wo Theorie und Praxis sich auf einmalige Weise durchdrungen haben. Eine Zeit der Philosophenkönige? Vielleicht. Eine Zeit der Neubegründung der Demokratie? Gewiss. ✦

William E. Rappard: «Pennsylvania and Switzerland: The American Origins of the Swiss Constitution». In: University of Pennsylvania, Bicentennial Conference (1941), 49–121.

Henning Ritter: «Eine andere als die Maastricht-Welt. Muster einer Verfassungsdebatte: ‹Federalist Papers›». In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5. Oktober 1993.

Paul Widmer: «Der Einfluss der Schweiz auf die amerikanische Verfassung von 1787». In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 38 (1988), 359–389.

James H. Hutson: «The Sister Republics: Switzerland and the United Staates from 1776 to the Present». Washington 1991 (dt. Übersetzung 1992).

SPLITTER

Zum pluralisierbaren Bereich gehören die Bedürfnisse und Talente, die Mode- und Geschmacksvorstellungen, schliesslich weitgehend die Formen der Weltinterpretation und des Selbstverständnisses.
Nicht pluralisierbar dagegen sind die Grund- und Rahmenbedingungen, die den Ausgleich rivalisierender Selbstrealisationen regeln: (...) Bedingungen einer humanen Konfliktbewältigung.

Aus: Otfried Höffe, Ethik und Politik, Suhrkamp, Frankfurt 1979, S. 471 f.

Christoph Frei, geboren 1960, studierte Staats- und Politikwissenschaften an der Hochschule St. Gallen (1980–1985) und in den Vereinigten Staaten (1988–1990). Mit seiner intellektuellen Biographie über Hans J. Morgenthau promovierte er zum Dr. rer. publ. und wurde 1993 mit dem Hauptpreis der Gesellschaft für Hochschule und Forschung ausgezeichnet. Lehrverpflichtung für Internationale Beziehungen an der Hochschule St. Gallen (1991/92), wissenschaftliche Mitarbeit am Liberalen Institut (1992–1994) und Oberassistenz für Politische Philosophie an der ETH Zürich (1993–1995). Zurzeit arbeitet Frei an einer Habilitationsschrift zum politischen System Frankreichs.

Kulturtransfer durch Emigration

Das Beispiel Hans J. Morgenthaus

Zu den einflussreichsten Gelehrten der deutsch-jüdischen Emigration gehört der 1904 in Coburg geborene Hans J. Morgenthau. Nach einer abenteuerlichen Odyssee durch die Hauptstädte Europas gelangte der gelernte Jurist 1937 in die Vereinigten Staaten. Als Morgenthau 1980 starb, gehörte er zu den bekanntesten Politikwissenschaftern der Welt.

In den frühen Morgenstunden des 28. Juli 1937 lief die «SS Königstein» in den Hafen von New York City ein – vorbei an der Freiheitsstatue, geradewegs auf die berühmten Wolkenkratzer zu. *«Die Einfahrt bei Morgensonne war wirklich eindrucksvoll. Man war überwältigt, etwa so, als wenn man plötzlich vor einem sehr hohen Berg stehen würde, von Menschenhänden erbaut, also ungefähr zwei Berlin aufeinander. Man hatte wirklich den Eindruck, dass eine neue Welt auftaucht.*[1]*»*

Eine neue Welt war es tatsächlich – in jeder Beziehung. Morgenthau, damals 33jährig, kannte Amerika nicht. Natürlich wusste er dieses und jenes. Vorurteile mehrheitlich negativer Art waren ihm noch von den deutschen Universitäten her vertraut, etwa die verbreitete Geringschätzung der anglo-amerikanischen Philosophie. Er selber teilte diese Geringschätzung aus eigener, wenngleich nur oberflächlicher Erfahrung. Im Sommer 1931 hatte er in den Werken von *William James* gelesen und war mehr als enttäuscht. Aufgewachsen in der Verehrung für Theorie und Geschichte, weltanschaulich eingestimmt durch die Zeitdiagnose *Friedrich Nietzsches*, vermochte Morgenthau nichts anzufangen mit dem vermeintlich oberflächlichen Pragmatismus des Amerikaners, mit Begriffen wie *cash-value, profit* oder *result*, wie sie für James so typisch sind. Die Episode ist an sich unbedeutend; die darin angedeutete Konstellation indessen sollte zu *dem* Zeitpunkt Bedeutung erlangen, als der Deutsche selber nach Amerika kam: Er stiess auf Denktraditionen, die der seinigen mitunter diametral entgegengesetzt waren. *«Intellectually, I was quite unprepared for the United States.»*

Um die Skizzierung einer schrittweisen Annäherung geht es denn auch im Rahmen dieses Beitrags, genauer vielleicht: um die mit grossem Ernst geführte Auseinandersetzung eines Sozialwissenschafters deutscher Prägung mit «Amerika» – mit der geistig-kulturellen Tradition jener Nation, die ihn aufgenommen hatte. Im Zuge dieser Auseinandersetzung unternahm es Morgenthau, deutsches Denken einzupflanzen in den aufnahmebereiten Kulturboden eines sich wandelnden amerikanischen Selbst- und Weltverständnisses.

Verzögerte Entdeckung des Anderen

Im Verlauf der ersten beiden Jahre nach der Ankunft blieb Morgenthaus Berührung mit dem neuen intellektuellen Umfeld nur sehr oberflächlich. In erster Linie lag dies an den schwierigen Lebensbedingungen in jener Anfangszeit – *«es ist hier der gleiche Kampf wie in allen anderen Ländern»*. Zu einer vertieften Auseinandersetzung kam es allerdings auch dann noch nicht, als der Kampf um die persönliche und berufliche Existenz fürs erste ausgestanden war. Morgenthau begann zwar wieder zu schreiben, doch wählte er nur solche Stoffe, die ihm vom mitgebrachten Wissens- und Erfahrungsschatz her vertraut waren: Er schrieb über Europa.

Eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem neuen Umfeld begann dann erst, als sich Morgenthau buchstäblich gezwungen sah, die Werke amerikanischer Autoren genau zu studieren. Im Frühjahr 1939

1 Für Quellenangaben sei verwiesen auf das 8. Kapitel der Monographie von Christoph Frei: «Hans J. Morgenthau. Eine intellektuelle Biographie». 2. Auflage, Haupt, Bern / Stuttgart / Wien 1994.

wechselte er vom Brooklyn College in New York an die Universität von Kansas City. Dort hatte er an zwei Fakultäten zu lesen: zeitgenössische europäische Politik am Liberal Arts College und (erstmals) rechtswissenschaftliche Fächer an der Law School. Letzteres bedeutete, dass er in den sauren Apfel beissen und amerikanische Jurisprudenz büffeln musste – und wie! Die Vorlesungsunterlagen vermitteln einen Eindruck von der Stoffülle, die er zu vermitteln hatte: eine allgemeine Einführung in das Recht, Strafrecht, Verwaltungsrecht, Familienrecht, Arbeitsrecht, Erbrecht, Rechtsgeschichte, Rechtsphilosophie sowie Staats- und Völkerrecht – *«I had to learn an enormous amount of stuff.»*

Dass Morgenthau zwischen 1939 und 1943 intensiver lernte als jemals zuvor; dass er mitunter nächtelang über der einschlägigen Fachliteratur brütete; dass er förmlich eintauchte in die amerikanische Jurisprudenz und bald schon allgemeine Kommentare und problembezogene Expertisen schrieb – all dies bedeutete auch die Hinwendung *zu* und eine direkte intellektuelle Konfrontation *mit* «Amerika», mit spezifischen Denk- und Argumentationsmustern der Amerikaner. Und jetzt erst, im Rahmen dieser Konfrontation, erlitt der Deutsche einen Kulturschock intellektueller Art: Die Entdeckung des Anderen wurde gleichzeitig zum schreckhaften Erlebnis von Andersartigkeit. Morgenthau war konsterniert. «Amerika» gab nicht einfach *andere* Antworten auf wichtige, ja existentielle Fragen; vor allem waren es *verkehrte* Antworten aus seiner Perspektive. In Entsprechung dazu die Reaktion: Er ging daran zu korrigieren.

Dass er korrigieren *musste,* erklärt sich vorab aus dem zeitgeschichtlichen Hintergrund. Deutschlands Blitzkriege in Europa und die ungebremste japanische Expansion im Fernen Osten stellten auch die Vereinigten Staaten vor ungeheure Herausforderungen – und er, Hans Morgenthau, lehrte Arbeitsrecht in Kansas City. War dies sein Beitrag zum Wohle der Menschheit? Im Dezember 1941, unter dem Eindruck des japanischen Angriffs auf Pearl Harbor, schrieb er frustriert an einen Freund: *«The events of this week have made me feel more intensely than ever before, on the one hand, the futility of my present occupation, and, on the other, the duty to put whatever faculties I may have at the disposal of the community.»* Seit *Hitlers* Überfall auf Polen hatte er nach Mitteln und Wegen gesucht, im Rahmen seiner Möglichkeiten einen nützlichen Beitrag zu leisten. Aber jetzt erst sah er eine Möglichkeit, dem Land einen wirklichen Dienst zu erweisen, und zwar auf lange Sicht hinaus: Was er versuchen wollte, war auf Grundsätzliches gerichtet. *«I tried to confront what I considered to be the existential political and social problems with the ways in which the American tradition attempted to come to terms with them.»*

Die Entdeckung des Anderen wurde gleichzeitig zum schreckhaften Erlebnis von Andersartigkeit.

Vor diesem Hintergrund, und aus dieser Motivation heraus, entstand im Zeitraum zwischen 1940 und 1946 die Monographie «Scientific Man vs. Power Politics». Die Frage nach dem Inhalt des Buches führt zu den tieferen, inhaltlichen Dimensionen der Auseinandersetzung. Wie nahm der Deutsche Amerika wahr? Was fiel ihm auf, was störte ihn? Was wollte er im einzelnen korrigieren?

Es liegt auf der Hand, dass in diesem Zusammenhang objektiv verschiedene Traditionen – nationaltypische Denküberlieferungen und Wissenschaftsstile vor allem – eine wichtige Rolle spielen mussten. *«Im allgemeinen»*, so berichtet *Franz Neumann, «kam der deutsche Emigrant, aufgewachsen in der Verehrung für Theorie und Geschichte und in der Verachtung für Empirismus und Pragmatismus, in einen intellektuellen Kontext, der dem früheren diametral entgegengesetzt war: optimistisch, pragmatisch, ahistorisch.»* Morgenthaus eigene Wahrnehmung fügt sich nahtlos in diese Schilderung ein und war von daher geeignet, den erwähnten Kulturschock intellektueller Art hervorzurufen. Nicht, dass er überrascht gewesen wäre, alte Vorurteile bestätigt zu finden. Was ihn verblüffte, war das Ausmass der Verschiedenheit. Anders waren die Amerikaner nicht bloss in ihrer Art, konkrete Probleme anzugehen. Anders waren sie nicht nur in bezug auf banale Einschätzungen und Erwartungen im alltäglichen Kontext. Die Andersartigkeit ging tiefer. Sie berührte Fragen, wie sie *Immanuel Kant* einst der Philosophie in ihrer weltbürgerlichen Bedeutung zugewiesen hatte. *Was darf ich hoffen? Was kann ich wissen? Was ist der Mensch?*

Amerikas verkehrte Antworten hatten mit dem *weltanschaulichen* Fundament zu tun, auf dem alle Denk- und Lebensbereiche ruhen. Hier diagnostizierte der Deutsche eine Krankheit im fortgeschrittenen Stadium. Typische Symptome dieser Krankheit waren unschwer auszumachen, in *«legalism», «moralism», «utopianism», «perfectionism», «empirism», «factualism», «formalism»* und vor allem: *«scientism»*. In all diesen «-isms» erkannte Morgenthau ungesunde Übersteigerungen, geistige Fehlhaltungen, die es auch einzeln zu bekämpfen galt. Hinter den Symptomen stand indes die Krankheit selber, stand eine verkehrte Grundansicht der Dinge, des Menschen, der Welt – *«a crisis of philosophy»*.

Das Tragische als Qualität menschlicher Existenz

Morgenthau verstand sich als Beobachter und Analytiker der Krise, gleichzeitig aber auch als Medizinmann der zu heilenden Krankheit. Im Zuge seiner Behandlung verschrieb er dem Patienten heilsame Substanzen: geistige Stoffe, die er herübergebracht hatte aus der alten Heimat und die hierzulande kaum jemand kannte. Er unternahm es, «Amerika» vertraut zu machen mit neuen vorwissenschaftlichen Kategorien. Gegen das Grundübel eines philosophisch verankerten Lebens- und Fortschrittsoptimismus stellte er das *«Tragische als Qualität menschlicher Existenz»*. Gegen übertriebene Erwartungen im Zusammenhang mit dem, was Menschen rational erkennen, planen, kontrollieren können, verwies er auf die *«Grenzen von Wissenschaft»*. Den falschen Hoffnungen eines dekadenten Liberalismus, den Vereinfachungen eines naiven Legalismus, dem missionarischen Eifer selbstgerechter Moralisten hielt er *«die Permanenz des Politischen und die Autonomie von Politik»* entgegen.

Mit der zuerst genannten Kategorie wendet sich Morgenthau gegen die Wurzel allen Übels, den *historischen Optimismus* der Amerikaner. Gemeint ist die Vorstellung, dass die geschichtliche Entwicklung insgesamt als erlösungsbringender Vorgang zu verstehen sei, als aufsteigender Fortschritt der Menschheit zum Guten. Was den Fortschritt möglich macht, entspringt nicht etwa göttlicher Macht oder Gnade. Vielmehr wird darauf vertraut, dass der Mensch von sich aus, kraft seiner Vernunft dereinst imstande sei, alle Probleme zu meistern. Der *historische Optimismus* stellt das Gute auf Erden als erreichbar in Aussicht. Damit verneint er die Permanenz der Kluft zwischen Sollen und Sein, zwischen Ideal und Wirklichkeit; er verwischt den Gegensatz zwischen Wollen und Können. Alles scheint erkennbar, lernbar, machbar. Was Morgenthau wahrnimmt, ist nicht nur eine masslose Selbstüberhebung des Menschen, sondern auch die Verniedlichung des Lebens selber, *«trivial optimism for which life dissolves into a series of little hurdles which, one after another, increasing skill cannot fail to overcome»*.

> Was Morgenthau wahrnimmt, ist nicht nur eine masslose Selbstüberhebung des Menschen, sondern auch die Verniedlichung des Lebens selber.

Solche Überheblichkeit und Trivialität ist dem Deutschen unerträglich. Um ihr zu begegnen, um sie von Grund auf zu bekämpfen, holt er – ganz im Geiste seines Lehrers Nietzsche und in bester deutscher Tradition – die Dimension der *Tragik* in die Geschichte zurück: *«the tragic meaning of life», «the tragic sense of life», «the tragic character of human life», «the tragic element», «the tragic condition», «tragic antinomies», «tragic complexities»*. Der Vorstellung einer aufsteigenden Linie des Fortschritts zum Guten stellt er damit jene Auffassung entgegen, die es zu tun hat mit dem Unabwendbaren, Unentfliehbaren im Menschenlos.

Was also darf ich hoffen? – Wo der historische Optimismus den Fortschritt und klare Lösungen in Aussicht stellt, verweist Morgenthau auf die immerwährende Wiederkehr des Gleichen, auf unabwendbare, eben: tragische Widersprüche und Gegensätze menschlichen Daseins. An die Stelle des ewigen Friedens tritt die Permanenz des Kampfes unter Menschen. Der Sieg des Guten wird ersetzt durch den immerwährenden Konflikt zwischen Gut und Böse. Der Deutsche in Amerika: *«redlich aber düster»*, um mit Nietzsche zu sprechen.

Die Grenzen von Wissenschaft

Die amerikanische Wissenschaftsgläubigkeit begann Morgenthau dann erst zu beschäftigen, als er 1943 von Kansas City an die University of Chicago wechselte, in eine Hochburg des amerikanischen Szien-

tismus. Das Programm der Chicago-Schule war gänzlich durchdrungen von der Fortschrittsgläubigkeit des *historischen Optimismus. Charles E. Merriam* und seine Schüler schienen im Glauben daran zu leben, dass die Bedingungen des Alltagslebens prinzipiell rationalen Wesens seien, dass sie nach erkennbaren Regeln funktionierten, dass man mit ihnen «rechnen», ihr Verhalten «kalkulieren» könne. Von daher vertrauten sie auf die Erkennbarkeit sozialer Phänomene mittels quantitativer Erkenntnismethoden, pochten sie auf die Schaffung einer am Vorbild der Naturwissenschaften orientierten *brave new science of politics.*

Die Verstiegenheit solcher Ansprüche provozierte Morgenthau. Er zog es allerdings vor, den Fakultätsgenossen nicht direkt an den Karren zu fahren. In «Scientific Man vs. Power Politics» blitzt selten nur Polemik auf, die offen nach Chicago zielt. Statt dessen polemisiert Morgenthau in allgemeiner Form gegen die szientistische Grundstimmung innerhalb der amerikanischen Sozialwissenschaften schlechthin. Einmal mehr verweist er dort auf Grenzen, wo andere Grenzen nicht wahrhaben wollen.

Zugegeben, sagt der Deutsche: Der Mensch baut Raketen, er fliegt durch die Luft. Die radikal gesteigerte Herrschaft über die aussermenschliche Natur schuf indes allzu früh die Erwartung analoger Möglichkeiten im sozialen Bereich; die Erwartung also, dass die Sozialwissenschaften eines Tages leisten würden, was die Naturwissenschaften zu leisten schon imstande waren. Allein, wer im komplizierten Netzwerk sozialer Interaktion an die Möglichkeit präziser Aussagen oder gar an Prognosen, an «soziale Planung» und dergleichen glaubt, träumt an der Wirklichkeit vorbei. Denn *was kann ich wissen*? – Wieder heisst es: sich bescheiden. Wenn menschliches Verhalten überhaupt rationaler Analyse zugänglich ist, dann nur in engen, engsten Grenzen. Der Wissenschafter kann individuelle Handlungen und soziale Phänomene im nachhinein auf bestimmte Erscheinungsformen und typische Konstellationen hin untersuchen und klassifizieren – er kann sie aber nicht prognostizieren. Vom Wissenschafter totales Wissen und daraus die endgültige Lösung sozialer Probleme zu erwarten, ist nach Ansicht Morgenthaus absurd. Naiv ist schon die Hoffnung darauf, derlei könnte je gelingen. Wer glaubt, über das Wissen und die Macht zu verfügen, gesellschaftliche Prozesse nach seinem Geschmack zu gestalten, wird mit einiger Wahrscheinlichkeit grossen Schaden anrichten, weil er dieses Wissen in Tat und Wahrheit nicht besitzen kann.

Das Politische ist darum nicht aus der Welt zu schaffen, weil es in der Natur des Menschen fest verankert ist.

Die Permanenz des Politischen

Im amerikanischen Szientismus erkannte Morgenthau ein typisches, nicht aber das gefährlichste Symptom der zugrundeliegenden Krankheit. Die bedrohlichsten Nebenwirkungen zeitigte das Übel an einer anderen Front – dort nämlich, wo sich das Schicksal der freien Welt in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg entscheiden musste: im Bereich der Politik. Solange die Aussenpolitik der Vereinigten Staaten auf falschen gedanklichen Prämissen beruhte, konnte sie nur durch Zufall richtig, also klug und ausgewogen sein. Folglich galt es, zuerst die Prämissen richtigzustellen – nicht konkrete Politik, sondern das Denken über Politik schlechthin. Von daher das intellektuelle, gleichzeitig aber eminent praktische Anliegen des Deutschen in Amerika: Er schrieb *«for the theory and, in the long run, for the practice of politics».*

Im politischen Lebensbereich manifestierte sich die vom *historischen Optimismus* bestimmte Denkweise vorab im *«liberalism».* Auch dieser «-ism» stand im Sprachgebrauch des Deutschen für etwas Ungesundes. Gemeint war *«decadent liberalism»* als verfehlte Art und Weise, über Politik zu denken und damit: Politik zu treiben. Der dekadente Liberalismus von Weimar hatte versagt; versagt hatte der naive Liberalismus eines *Neville Chamberlain.* Doch in Amerika schien niemand bereit, daraus die nötigen Lehren zu ziehen. Der machtpolitischen Wirklichkeit stellten die Amerikaner noch immer allerlei Formeln und Rezepte aus anderen Lebensbereichen gegenüber: *«free trade», «international law», «international organization»* und dergleichen. Was Morgenthau wahrnahm, war die eigentliche Nichtanerkennung von Politik oder doch die Hoffnung darauf, diesen Bereich früher oder später «ersetzen» zu können. Im Voka-

bular eines dekadenten Liberalismus erkannte er den Versuch, Politik als autonome Sphäre abzuschaffen. Hier setzte die Kritik des deutsch-jüdischen Emigranten an, eine deutsche Kritik in ihrem Kern.

Um die in Amerika verbreitete Vernebelung der politischen Wirklichkeit zu beseitigen, muss das Politische als solches und als schlechthin unregierbar herausgestellt werden. Der liberalen *Negation* des Politischen stellt Morgenthau darum die *Position* des Politischen gegenüber, will heissen: die Anerkennung der Wirklichkeit des Politischen. Diese Anerkennung ermöglicht die unpolemische Analyse dessen, was ist, und bereitet dadurch sachgerechtes Handeln vor.

Gegen liberale Hoffnungen auf baldige Ersetzung des Politischen behauptet Morgenthau also die Permanenz des Phänomens. Das Politische ist darum nicht aus der Welt zu schaffen, weil es in der Natur des Menschen, in den *«ursprünglichen Kräften der menschlichen Seele»* fest verankert ist. Der Kampf um Macht als Grundcharakter sozialen Lebens, angelegt und auf «ewig» verankert in der menschlichen Natur: Lässt sich die Position des Politischen konsequenter formulieren? – Die Gegner freilich argumentieren mit gleicher Konsequenz, wenn auch unter umgekehrten Vorzeichen: Machtpolitik ist eben *nicht* notwendig mit dem menschlichen Leben verbunden! Der Mensch ist *nicht* von Natur aus gefährlich, sondern lernfähig, erziehbar, vernünftig. An dieser Stelle wird deutlich, dass der Streit zwischen Morgenthau und seinen Gegnern, zwischen Position und Negation des Politischen, zwischen Idealisten und Realisten letztlich zurückgeht auf einen anderen Streit – auf einen Streit um die Frage: *Was ist der Mensch?* Strittig ist zuletzt, ob der Mensch ein gefährliches oder ungefährliches, ein riskantes oder ein friedfertiges, nicht-riskantes Wesen ist. Die problematische oder aber die unproblematische Auffassung des Menschen erscheint als Ausgangspunkt, der das weitere Denken über Politik entscheidet. Fast unmerklich mündet also Morgenthaus Kritik des Liberalismus zuletzt wieder in die Kritik jenes Menschenbildes, das dem *historischen Optimismus* zugrunde liegt.

Position des Politischen bedeutet auch: Behauptung der *Autonomie* von Politik gegen die Übergriffe des *scientific man* – gegen alle Versuche, politische Begriffe und Gesichtspunkte ihrer Gültigkeit zu berauben und den Normativitäten von Ökonomie, von Recht und Moral zu unterwerfen. Was Morgenthau anstrebte, war die Emanzipation einer der politischen Realität angemessenen Perspektive. Dabei sollte die eigene, deutsche Tradition (des analytischen Realismus bei Nietzsche, *Weber, Schmitt*) jene verkehrte Beurteilung von Mensch und Welt ersetzen, welche an der aussenpolitischen Front die freie Welt an den Rand des Abgrunds geführt hatte.

Was Wunder, wenn er nunmehr mit heiligem Ernst diese falschen Ideen bekämpfen, wenn er dabei in die einseitige Überspitzung seiner Argumente verfallen musste?

«Scientific Man vs. Power Politics» ist ein *«vielfach missverstandenes Buch»* geblieben; es blieb aber auch und bis zuletzt Morgenthaus liebstes intellektuelles Kind – *«the book I most favor»*. Mit Herzblut war es geschrieben, entstanden im Zuge einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit jenem Amerika, wie er es damals kennenlernte. Jenes Amerika, so befand der deutsch-jüdische Emigrant, war in mancherlei Beziehung auf falsche, gefährliche Wege geraten. Auf der Grundlage verkehrter Grundansichten glaubte es noch immer an Möglichkeiten, an Programme und Konzepte, die er selber schon im Deutschland der zwanziger, spätestens aber im Europa der dreissiger Jahre an der brutalen sozialen und politischen Wirklichkeit hatte zerbrechen sehen. Was Wunder, wenn er nunmehr mit heiligem Ernst diese falschen Ideen bekämpfen, wenn er dabei in die einseitige Überspitzung seiner Argumente verfallen musste? Kein Wunder aber auch, wenn er sich gerade dadurch einen Ruf erwarb, der ihm fortan vorauseilen sollte, und den er auch in späteren Jahren nicht mehr gänzlich zu korrigieren vermochte. ✦

SPLITTER

Wenn es möglich sein wird, werde ich den Sommer über mich irgendwo in Amerika verkrümeln. Warum sollte so ein alter Kerl nicht auch einmal so etwas wie relative Ruhe haben?

ALBERT EINSTEIN *an Max Born, Princeton, 22. März 1934*

Margrit V. Zinggeler, gebürtige Thurgauerin, die an der Universität Zürich Anglistik studierte, unterrichtet Deutsch an der Hamline University und Wirtschaftsdeutsch am Germanic American Institute in St. Paul, Minnesota USA. Sie promovierte mit einer Dissertation über «Literary Freedom and Social Constraints in the Works of Swiss Writer Gertrud Leutenegger» (Rodopi, Amsterdam 1994) an der University of Minnesota, Minneapolis.

Die Flucht in die USA

Amerikabilder der ostdeutschen Autorin Gabriele Eckart und von Schriftstellern aus der deutschen Schweiz

Viele schweizerische Autorinnen und Autoren sehen bei der literarischen Aufarbeitung ihres Amerika-Aufenthaltes negative Vorurteile bestätigt. Für Gabriele Eckart, die 1984 aus der DDR floh, bedeutet die Vielfalt der Kulturen in den USA eine nie gekannte Freiheit.

USA-Europa: das ist der Westen, das bedeutete vor zehn Jahren Freiheit für die ostdeutsche Schriftstellerin *Gabriele Eckart,* einziger wirklicher Ausweg vom staatlichen Psychoterror und von den Stasibespitzelungen. Die Flucht gelingt via Frankfurter Buchmesse, wo sich das literarische Europa trifft. Aber sie klammert sich an den *«Rettungsring Amerika»*[1], die USA, die sie 1987 auffangen.

USA: das ist der Westen, das bedeutet seit *Max Frisch* eine ungewöhnliche Freiheit von der schweizerischen Enge für Schweizer Schriftsteller und seit *Gertrud Wilker «eine schreckliche Freiheit (...) aber mit Genuss»* (Collage USA, 1968) auch für einige Schweizer Schriftstellerinnen. Warum fliehen so viele Schweizer Autorinnen und Autoren in die offene, aber mit Klischees überladene amerikanische Grösse? Ist Flucht wirklich Kompensation, wie *Paul Nizon* meint? Wie wird das Entgrenzungserlebnis später in der heimatlichen Schweiz aufgearbeitet? Bekommt Europa eine neue Perspektive?

Europa: «Bohemian»-Fluchtort für amerikanische Künstler, eine Art *spill over effect,* von dem auch USA-College-Studenten und die Angehörigen der *high society* ergriffen werden. Europa bedeutet für sie Kunst, wahre Kunst, die kleinen Orte der ganz Grossen in der Kunstgeschichte, ein exzentrischer Katalysator für die eigene Kunst, *Ernest Hemingway, Gertrude Stein,* den Malern und Musikern folgend.

USA-Europa: das Eine ist das Andere von beiden! Die Amerikaner und die Schweizer dürfen fliehen, sich entgrenzen, wenn der eigene Raum durch die Oppulenz zu klein oder geistig zu leer geworden ist. Die Möglichkeit des Unbekannten im stereotyp bekannten Amerika- bzw. Europa-Bild vermag immer wieder zu locken. Vielleicht ist es für das Ich dort doch anders, als die anderen sagen.

Windflüchter

Gabriele Eckart musste fliehen, ihr Leben war in Gefahr. *«Und in den USA? Hier ist es mir wohl, merkwürdigerweise: weiss mich doch mein zeitungsbelesener Kopf im ärgsten Kapitalismus der Welt!»,* der auch den Schweizer Schriftstellern kategorischer als der eigene eingeschrieben ist. Gabriele Eckart erfasst jedoch mit dem *«guten fremden Blick»* eines *«Windflüchters»* jene Bilder, die in der Überfülle von deutschen Büchern über Amerika besonders profilieren, sowohl den Aufbau, den Inhalt und die Funktion betreffend.

«Wir DDR-Bürger sind Windflüchter, erkannte ich einst auf der Insel Hiddensee, angesichts der sturmgebeugten Kiefern: Das Andenken gegen den Widerstand macht unsere Identität aus; in einer Gesellschaft normal gewachsener Leute können wir nicht bestehen. Nun bin ich, Windflüchter, in Amerika.[2]*»*

Ein Windflüchter ist Gabriele Eckart, geboren 1954 in Falkenstein / Vogtland, zuerst staatlich geförderte und eine im DDR-Sozialrealismus verankerte Jungschriftstellerin. Doch schon in den Protokollen «So seh ick die Sache»[3] von 1984 lässt die Autorin die Menschen, Arbeiter auf ostdeutschen Obstplantagen, selbst sprechen und differenziert reflektieren. Dabei enthüllt sie eine Realität, die dem DDR-Staat mehr als unangenehm ist. Sie wird entwurzelt, aber entkommt.

Das Amerika-Buch Gabriele Eckarts besteht aus zwei Teilen: der erste, wesentlich kürzere Teil enthält subjektive Erfahrun-

gen und Empfindungen in Texas, Minnesota, Alaska und Utah von 1988 bis 1991, wo sich der *«Kulturschock auflöst»* und *«der gute fremde Blick»* kritisch entwickelt und verschärft wird. Während der ersten Jahre in den USA erlebt sie das Amerika *«als Funktionsträger in einer Universitätsmaschinerie»*, die *«der in Europa so vertrackt gleicht»*. Es ist diese akademische Welt, in welche die Schweizer Schriftstellerinnen und Schriftsteller (u. a. *Walter Vogt, Christoph Geiser, Hugo Loetscher, Peter Bichsel, Friedrich Dürrenmatt, Max Frisch, Urs Widmer, Hanna Johansen, Adolf Muschg, Herbert* und *Yvonne Meier, Eugen Gomringer, Eveline Hasler, Urs Jaeggi, Jürg Federspiel, Erica Pedretti*) als *writer in residence* und *Swiss chair* von verschiedenen Colleges und Universities eingeladen wurden. *«Das ist nicht AMERIKA»* (Eckart), sagt man ihnen, und die Suche beginnt, weg von den Colleges in den Cities und Suburbs, in der Wüste[4], in den Slums, am Pazifik. Dort entdeckt Gabriele Ekkart die multidimensionalen «Amerikas».

«Und ‹alle diese Amerikas› suchen aufgrund der ihnen gemeinsamen historischen Wurzellosigkeit nach etwas wie einer Identität, nach einer Selbstdefinition. DAS ist für mich der einzige sichere Grundzug des amerikanischen Lebens, und natürlich mag ich ihn, weil ich, ehemals Windflüchter, selbst auf der Suche bin. Diese Heterogenität ist es, die mich, Abkömmling eines egalitären Systems, an Amerika reizt.»

Sie erlebt *«neue Augen schenkt dir ein neues Land»* und teilt nun die selbstbestimmende Seinsfrage mit der amerikanischen Gesellschaft. Dabei wird ihre Identitätssuche immer wieder behindert und durch das Gespenst DDR und die *«grinsende Fratze der DDR-Staatssicherheit»* im regelmässig wiederkehrenden Alptraum unterbrochen. Die Schweizer dagegen haben es, angesichts ihrer Geschichte, gewiss nicht schwer, unbekümmert und freundlich ihrer «Sister Republic»[5] gegenüber zu sein, würde man meinen. Doch davon später!

Malen – ein Prinzip des Schreibens

«In den Augen vieler Ostdeutschen sind Amerikaner Exoten, in denen der Westdeutschen Idioten, beides blödsinnige Vorurteile – erwachsen aus dem Mangel an Begegnungen mit wirklichen Amerikanern», meint Gabriele Eckart, und sie macht sich mit ihrem Tonband auf, den Amerikanern eine eigene Stimme zu geben. Basierend auf diesen Tonbandaufnahmen zeichnet sie Porträts von nonkonformen Individualisten, die in den verschiedensten Landschaften und sozialen Schichten zu Hause sind. Die Inhaltsangabe liest sich wie ein Gedicht mit zeilenbeginnender Anapher, das den Titel «Amerikaner» haben könnte:

«Eine (Ost-)Deutsche in New York
Ein Maler in der Wüste
Ein Teenager
Eine Schwarze mit weissem Ehemann
Ein Millionär
Ein Peruaner in den USA
Eine Dakota-Indianerin
Historiker
Ein Goldgräber
Eine Bürgerrechtlerin der Homosexuellen
Ein junger Einwanderer aus Jamaika
Kamikaze-Kid oder Ein Vietnam-Veteran»

Da ist der *«Maler der Wüste»*, der um das gleiche Prinzip der wirklichen Darstellung wie die Autorin Gabriele Eckart bemüht ist. Beide möchten das repräsentieren, was ihnen die wahre Wirklichkeit vermittelt, sie das wahre Amerika, er das wahre Licht. Der Maler der Wüste wird stets durch den sinnlichen Eindruck überwältigt, und sie, die Malerin mit Worten, konstatiert, sie leide an der Unmöglichkeit, das, was sie über Amerika wisse, und das, was ihr ihre Sinne vermitteln, *«unter einen Hut zu bringen»*. Das Prinzip seines Malens ist das Prinzip ihres Schreibens. Der Maler sitzt während Wochen um den Lake Powell und berichtet:

«Etwas ist an dieser Landschaft, das mich nicht mehr abreisen lässt. Ich will malend herausfinden, was es ist. Etwas Magisches, das ich sonst nirgendwo wahrnahm. Aber wie bringst du das auf die Leinwand? (...) Eigentlich male ich nicht, was ich sehe, sondern ich male aus der unbewussten Erinnerung an das heraus, was mein Auge hier erfuhr (...) Wirklich sehen kannst du sie (die Landschaft) indessen erst, wenn du Distanz zu ihr besitzt. Es bedarf eines Risses in Raum und Zeit.»

Der Autorin gelingen die vielfarbigen literarischen Porträts, weil sie den *«Riss in Raum und Zeit»* erfuhr. Sie arbeitet ihre DDR-Erfahrungen an den Schattierungen

Gabriele Eckart arbeitet ihre DDR-Erfahrungen auf, indem sie durchwegs Lebensläufe der Gegenöffentlichkeit und des subkulturellen Milieus artikuliert.

der Porträts auf, indem sie durchwegs Lebensläufe der Gegenöffentlichkeit und des subkulturellen Milieus artikuliert. Sie präsentiert die Differenzierungen von Lebensstilen, die in der ehemaligen DDR jegliche Legitimation verloren hatten. Der schmerzende Bezug zur DDR wird im Laufe der Protokolle immer seltener reflektiert. Es konstituiert sich eine Semantik der Selbstbeschreibung innerhalb der amerikanischen Gesellschaft, die Gabriele Eckart, infolge des früher zwangsmässig erlebten sozialistischen Klassenausgleichs, euphorisch, aber doch auch kritisch, mit persönlicher und politischer Freiheit relativiert. Sie selbst spricht von ihrer *«Amerika-Euphorie»* und gesteht: *«(...) bei aller Ernüchterung nehme ich die USA in Schutz. You don't love America because, sagt Faulkner, you love it despite, not for the virtues, but despite the faults. Meine Liebe zu Amerika ist ebenso strukturiert, obschon Amerika nicht, wie in Faulkners Fall, mein Heimatland repräsentiert.»*

Gemäss dem Differenzierungsprinzip der Selbstcharakterisierung[6] lieben alle Erzählenden ihr Amerika und geben sich ungemein tolerant und unabhängig. *«Jeder besitzt, im Unterschied zu jenem Gesellschaftssystem, aus dem Sie stammen (DDR), die Chance, frei zu sein. Nur verspielen die meisten sie»*, meint der Maler der Wüste. Die lesbische Bürgerrechtlerin der Homosexuellen kann hier mit einem intensiven Selbstwertgefühl in der radikalen Gegenkultur leben.

«Was mir an Amerika gut gefällt, ist die Vielfalt der Leute. Kannst du einen nicht leiden, brauchst du dich nur umzudrehen, da steht einer, den du magst. Ich bin glücklich, Amerikanerin zu sein. Wie radikal ich es auch in Frage stelle, dieses Land erkennt mich an. Ein herrliches Land! Freilich darfst du nicht aufhören, ihm von Zeit zu Zeit einen Arschtritt zu geben, damit es sich vorwärtsbewegt.»

Im Zentrum der Selbstbeschreibung der meisten porträtierten Amerikaner steht dominierend die Relation zu Gott bzw. zur Spiritualität, was sich wiederum divergierend zum Atheismus der (ost-)deutschen Autorin verhält, die fasziniert vom Glaubens- und Gesellschaftssystem der Mormonen in Utah berichtet. Der Hillbilly *«Säufer und Krakeeler»*, der in einer winzigen Blockhütte in Arkansas aufgewachsen und jetzt ein amerikanischer Millionär ist, verdankt seinen Reichtum Jesus Christus. Der Peruaner bedauert, dass er nicht religiös ist: *«Die Amerikaner sind Teil einer Kirchgemeinde. Jeden Sonntag gehen sie hin, fühlen sich dieser Gemeinschaft zugehörig...»* Für die Dakota-Indianerin ist Spiritualität *«eine schöpferische Energie»* wie auch für den Maler der Wüste. Die Schwarze, die mit ihrem weissen Ehemann den schwarzen Gottesdienst besucht, beschreibt Gott als *«das geheime Zentrum unseres Lebens»* und den Glauben an Gott als *«eine Art Bewusstsein für das andere, das dir hilft, aus dem Gefängnis des eigenen Ich herauszukommen»*. Sogar die Bürgerrechtlerin der Homosexuellen geht *«gern in die Kirche»*. Diese Divergenz des Glaubens, der sich in den verschiedensten amerikanischen Gesellschaftsklassen in eine universale Seins-Energie transformiert, spricht die (ost-)deutsche Autorin in besonderer Art und Weise an, weil sich der religiöse oder spirituelle Glaube der Realitätsbeschreibung der Selbstbestimmung entzieht.

Die Divergenz des Glaubens spricht in besonderer Art und Weise an, weil sich der religiöse oder spirituelle Glaube der Realitätsbeschreibung der Selbstbestimmung entzieht.

Die Charakterisierung der Einheit durch Differenz wiederholt sich in den Porträts auf weiteren gemeinschaftlichen Interaktionsebenen.

In jeder Domäne sind die multikulturellen Unterschiede provokativ dargestellt und funktionieren als nicht-schichtenspezifische Heimat. Der linksintellektuelle Historiker behauptet:

«Amerikaner sind Individualisten, das verbindet sie alle miteinander, gleichviel, welcher Schicht sie angehören. Die Propaganda gegen die Gewerkschaft tat ein übriges. Hinzu kommt die Klassenmobilität (...) auf dieser Grundlage kann keine Arbeiterbewegung entstehen (...) jeder Arbeiter hatte nur mehr ein Ziel: aufsteigen. Nicht als Klasse, sondern als Individuum.»

Er selbst sieht sich als unamerikanisch, als Schöpfung seiner Lektüre. Sein *«Hauptanliegen ist der Kampf gegen den Rassismus»*.

Der *«gute fremde Blick»* Gabriele Ekkarts, sensibilisiert im SED-Staat durch Unterdrückung und Subversion, haftet immer wieder an der komplexen Problematik des Rassismus im multikulturellen Gesellschaftssystem der USA. Die Schwarze, die in Alabama mit der *«Angst vorm Ku-Klux-Klan»* aufwuchs, die India-

nerin, die erzählt, das viele Kerle meinen, *«eine indianische Frau sei eine Prostituierte»*, und der Jamaikaner, der in die Armee ging, für viele Schwarze *«die einzige Chance, soziale Sicherheit zu erwerben»*, erleben die subtile oder offene Diskriminierung aufgrund ihrer Hautfarbe täglich als Widerspruch zu Selbstbestimmung und Identifikation als freie US-Bürger.

Gabriele Eckart fragt frustriert: *«Mit welchem Recht bläht sich unsere weisse Kultur, deren Funktionsträger ich bin, derart selbstgerecht auf?»*

Die Geschichte von «Kamikaze-Kid oder ein Vietnam-Veteran», einem Kopfjäger, ist zugleich Klimax und Destruktion des fremden Blicks. Die Brutalität, die man den amerikanischen Soldaten nachsage, sei die Wahrheit, meint er. Er kam davon, braucht heute das Ritterkreuz nicht mehr. *«Ich selbst habe alle Verbindungen zur Regierung und zum Militär abgebrochen. Nehmt eure Unterstützungsschecks, hab ich gesagt, und wischt euch damit den Arsch ab.»* Gut, dieses Attribut gibt er trotzdem dem Land, das ihn im Vietnam-Krieg *«in ein Tier verwandeln»* liess:

«Amerika [ist] *ein gutes Land für mich. Es rennt gegen Wände, es stürzt in Gruben – wie ich. Doch am Ende lernt es (...) Und was auch immer ihr über Amerika hören werdet, es ist ein gutes Land. Manchmal braucht es Leute, die es führen, manchmal Leute, die es anschreien. Die sind genauso wichtig. Aber im allgemeinen ist es ein gutes Land.»*

Gut, dieses Attribut gibt er trotzdem dem Land, das ihn im Vietnam-Krieg «in ein Tier verwandeln» liess.

Emily Kempin-Spyri in den USA

Es ist ein gutes Land, auch für die Schweizerin *Emily Kempin-Spyri,* die Protagonistin in *Eveline Haslers* «Wachsflügelfrau»[7]. In New York kann sie werden, was man ihr in der schweizerischen Heimat verweigert: Anwältin und Dozentin. Im Herbst 1888 sieht sie zum erstenmal die Liberty Statue *«Kolossalfrau des Rechts; die Freiheit – eine Frau, dachte sie»*. Doch geht sie in die Neue Welt und trägt die alte mit; Zürich, eine *«unsichtbare Angelschnur (...), der Widerhaken in der Herzmitte»*. Der Riss in Raum und Zeit gelingt ihr nicht: *«22 Kisten aus Zürich, einen brotlosen Ehemann, drei kleine Kinder, ein heimwehkrankes Dienstmädchen. Ohne Anhang könnte sie sich frei bewegen, sich hinüberschwingen in dieses Zukunft versprechende Manhattan.»* Trotz allem schafft sie es, als erste europäische Frau und Juristin Vorlesungen an der juristischen Fakultät der University of the City of New York zu besuchen und ein Jahr später die erste Law School for Women in den USA zu gründen und dort zu dozieren.

Die USA ein Land für Pionierinnen, Emily sieht es: *«Die Frauen sind selbstbewusster als in Europa. Sie wachsen freier auf, interessieren sich für Politik und Geschäfte (...)»* Hier kann sie eine neue Ära für Juristinnen in den USA und Europa schaffen. Ihr persönlicher Preis: Zerrüttung der Familie und Krankheit. Der Widerstand wird zum Geschwür, ein *«Mann in ihrem Bauch»* wächst, der (oder das) sie im Irrenhaus umbringt.

«In seiner Negativität kaum mehr überbietbar»

Ein Irrenhaus ist New York für *Jürg Federspiel,* ein «Museum des Hasses»[8] (1969). Kritiker *Peter Ensberg*[9] bezeichnet das Buch als den negativsten Reise- und Erfahrungsbericht der neueren deutschen Amerika-Literatur, das *«in seiner Negativität kaum mehr überbietbar»* ist. Wie Max Frisch in seinem «Tagebuch 1966–1971»[10] beschreibt auch Federspiel in geradezu masochistisch klingender Anklage grausame US-Realitäten: den Vietnam-Krieg, Gewalt, Kriminalität, Armut und Rassenhass. «Museum des Hasses» ist vorwiegend eine wirre Repräsentation von höllischen und allegorischen Szenen des Sündenpfuhls New York, wo die korrupten Reichen den Teufel mit den elenden Armen tanzen lassen. Aus was für einer Motivation heraus geht Federspiel von der Schweiz weg und dem Hass in den USA nach? Eine Korrelation besteht; er sieht Hass mit Liebe gekoppelt.

«Wissen Sie», fragt mich ein schwarzer Student, «wann die Weissen begonnen haben, die Schwarzen zu hassen? Nein, nicht nach dem Bürgerkrieg, nicht nach der sogenannten Abschaffung der Sklaven. Schon früher. Als der weisse Herr die Nächte lieber im Hinterhof bei den Sklaven verbrachte und seine milchbraunen Bastarde mehr liebte als seine weissen Kinder... damals fing der Hass an.»

Federspiel wie auch Max Frisch, der zur gleichen Zeit in New York lebt, gehen lieber in die Hinterhöfe New Yorks; sie lieben die Subkultur und beschreiben die Dystopia dieser Stadt mit sichtlicher Lust. Der Enge der Schweiz entflohen, tauchen sie in den Schmutz der Metropole, ihre Inspirationsquelle! – *«Das extreme Im-Recht-Sein von Oben bis Unten, von Links bis Rechts, von Schwarz bis Weiss ist Opium für alle Teile. (...) Hier möchte man zugrunde gehen.»* Dieser Freudsche Todeswunsch ist praktisch allen Amerika-Bildern von Schweizer Schriftstellerinnen und Schriftsteller eingeschrieben. Sogar Gertrud Wilkers subjektive *«upper-middle class-Erfahrungen»* von «Vogelfreiheit» in Kansas und Buffalo in den Jahren 1962–1964 implizieren den Tod durch die Wiedergeburt ihrer Sprache.

«Ich habe die deutsche Sprache hier noch einmal erlernt, bewusst, als ein Spiegelbild meines Lebensanteils, als Hort meiner Identität. Sie stellte mir meinen Namen, ein sprachlich fassbares Ich zur Verfügung, sie enthielt in dieser fremden Welt die Zusammenfassung meiner eigenen. Ich hörte wie kaum vorher aus ihr das Leben ausschlüpfen, sie stand mir ganz allein und zugleich auf dem Hintergrund einer unsichtbaren Gemeinschaft zur Verfügung.» («Elegie auf die Zukunft», S. 147)[11].

Loetschers ausgesparter Mittelpunkt

«Freiheit der Persönlichkeit, nie habe ich sie so erfahren und genossen...» ist das Fazit von Gertrud Wilkers Erlebnissen, eine Freiheit, die bei Walter Vogt und Hugo Loetscher zu einem Spiel mit dem Tod führen. Beide Schriftsteller waren *writer in residence* an der University of Southern California in Los Angeles, *«der Grossen Orange – lauter Schnitze um ein Nichts»*[12]. Diese Stadt offeriert beiden einen ästhetisch leeren Raum, der paradoxerweise mit Klischeebildern der USA und des dekadenten Hollywoods gefüllt ist, wo beide älteren Schweizer Schriftsteller autobiographisch mit Identität und internalisierten Heimatzeichen experimentieren können. H. in Loetschers Geschichte reist immer wieder metaphorisch und tatsächlich in die Wüste, ins Todes-Tal und an die Pazifikküste: *«Von diesem Ende aus war es nicht möglich gewesen, weiterzuziehen, um in irgendeinem Westen ein verheissenes Land zu finden. Zog man von hier aus westwärts, kam man in den Osten.»*

Die utopische Funktion des offenen Endes des Pazifiks steht in Opposition zu den Reflektionen über antiutopische Szenen des alltäglichen Konsumentenlebens in den USA. Auch Loetschers Auge haftet am stereotypen Amerika-Bild. Auch er beschreibt die amerikanische Heterogenität, aber mit genau der selbstgerechten weissen Aufblähung, die Gabriele Eckart so bitter anklagt. Die Szene spielt sich vor Spielautomaten ab; H. schaut wie in einem exotischen Zoo, sein Blick bleibt fremd:

«Alle Rassen hatten sich versammelt. Nicht nur blonde und hochgewachsene Angelenos, sondern auch gedrungene Mexikaner; einige trugen auf dem Unterarm die Tätowierung ihrer Gang. Dem Indianer baumelte bei jedem Schuss der Zopf. Aus den Gesässtaschen der Neger schauen Bürsten und Kämme, mit denen sie sich in den Kampfpausen durch die Afro-Frisuren fuhren. Vietnamesen und Koraner duckten sich sprungbereit, als pirschten sie durch den Dschungel.»

Mit noch grösserer egozentrischer Arroganz kritisiert Loetscher spirituelle Gruppen in den USA, die Gabriele Eckart so faszinieren. All diese sarkastisch festgehaltenen Amerika-Bilder funktionieren als eine Lacansche Kette von Signifikanten des Anderen und Andersartigen. Wie wird H. die Ausländer, die schwarzen Asylanten und vor allem die Andersgläubigen in der Schweiz, sehen, wenn er schon in den USA die Afro-Amerikaner degradierend als Neger bezeichnet? Es ist zu bezweifeln, das H. etwas für die Schweiz und für Europa gelernt hat. Er selbst realisiert: *«In seinem Herbst suchte H. fremde Träume auf»*, Amerika bleibt in der Tat kompensatorische Scheinwelt.

Die utopische Funktion des offenen Endes des Pazifiks steht in Opposition zu den Reflektionen über antiutopische Szenen des alltäglichen Konsumentenlebens in den USA.

«Flucht, Suche, Sucht»

In diese Welt des Scheins von L. A. kehrt ein alternder Schweizer Schriftsteller in Walter Vogts «Countdown»[13] zurück. *«Leere, Öde, der ewig blaue südkalifornische Himmel, die Erfahrung der Sinnlosigkeit, die er sucht, die Erwartung der Katastrophe, die er braucht: den Tod der Tiere, Atomkrieg, den allgemeinen Zusammenbruch und das für dieses Jahrzehnt vorher-*

gesagte Erdbeben als spezifisches Westküsten-Problem.» Warum kehrt er in diese morbid empfundene Gegend zurück? *«Flucht – Suche, Sucht. Aber was sucht er? Wovor flüchtet er? Sich selbst kann er nicht entfliehen.»* Die Sucht ist der Alkohol, die Suche ist die *«unheimliche, saugende, überwältigende Wirkung der Megalopolis»*, und die Flucht ist wie immer aus der eingrenzenden Schweiz. Das Leben in L. A. wird *«eine Art Wette, ein Spiel mit sich selbst»*, bis er nichts mehr übrig hat als die Telefonnummer vom Swiss Consulate am Wilshire Boulevard, das ihm das Geld für den Flug in die Schweiz vorgeschossen hätte. Aber für ihn gibt es keine Rückkehr, er zieht es vor, *«in den Ozean zu steigen und darin, besoffen und mit Nembutal vergiftet, zu ertrinken»*.

Das ist das Ende in der Anti-Utopie USA; der Todeswunsch des Schweizer Schriftstellers erfüllt sich. Und die anderen? Die *Swiss chairs, writers in residence*, die *lecturers* und *traveling writers?* Während Gabriele Eckart die Porträtierten selbst sprechen lässt, beschreiben jene amerikanische Bilder, in denen sie sich im Grunde genommen selbst widerspiegeln. Es sind Repräsentationen vom eigenen gespaltenen Wesen, wie z. B. in Jürg Federspiels «Melancolia Americana»[14], in dem amerikanische Schriftsteller dem Verfasser von «Museum des Hasses»[15] den Spiegel hinhalten.

Auch Urs Jaeggis Erfahrungen in den USA, *«der kranken Gesellschaft»*, wie er sie (ebenfalls) nennt, führen in eine literarische Selbstbeschreibung in seinen Texten nach der USA-Erfahrung. Seine Amerika-Bilder verwandeln sich oft in Diskurse über europäische Kultur, Männer wie *Heidegger, Adorno, Husserl, Proust, Camus, Sartre, Marx, Baudrillard, Rousseau, Schopenhauer, Bloch* usw. Da gibt es keine Emily Kempin-Spyri, keine US-Bürgerrechtlerin, keine Ostdeutsche, keine Windflüchter. Jaeggi weiss, wir betrügen uns. Und Peter Bichsel behauptet schlicht und axiomatisch in seinen «Kindergeschichten»[16]: *«Amerika gibt es nicht.»* Danach wird er oft in die USA eingeladen. Aber auch sein Blick haftet an der Oberfläche, am Image, am Andersartigen, am Transvestiten. Den meisten schweizerischen Schrifstellerinnen und Schriftstellern ist bewusst, dass sie die USA an ihren Vorurteilen messen, aber den wenigsten gelingt es, dies wirklich abzubauen. Es fehlt ihnen der effektive Riss in Raum und Zeit, wie ihn die Ostdeutsche Gabriele Eckart erlebte. Amerika bleibt für die Schweizer Autoren Zwischenstation, ein Ort der Reflexion von Flucht und Suche, ein ontologisches Prinzip. Gertrud Wilker erkennt: *«Heimat, an deren Gegenwart sich unser Heimweh orientiert hatte, enthüllte sich als ein leeres unbewohntes Wort (...) Es gibt sie nicht, sie entsteht. Sie entsteht, wo wir unsere Zukunft ansiedeln.»* Kann die Schweiz ihre Zukunft in Europa ansiedeln? ✦

Das ist das Ende in der Anti-Utopie USA; der Todeswunsch des Schweizer Schriftstellers erfüllt sich.

[1] Gabriele Eckart, «Der gute fremde Blick: Eine (Ost-)Deutsche entdeckt Amerika», Kiepenheuer & Witsch, Köln 1992.
[2] Ein Begriff aus der Botanik. Kiefern, die im steten Wind gebeugt wachsen, sind Windflüchter.
[3] Gabriele Eckart, «So seh ick die Sache», Kiepenheuer & Witsch, Köln 1984.
[4] Wie auch der Schweizer Schriftsteller Rolf Lappert seine schreibenden Protagonisten in der Wüste Arizonas Poetik verfassen lässt. «Der Himmel der perfekten Poeten», Nagel & Kimche, Frauenfeld / Zürich 1994. Oder siehe auch Christoph Geiser, «Wüstenfahrt», Nagel & Kimche, Zürich 1984.
[5] James H. Hutson, «The Sister Republics: Switzerland and the United States from 1776 to Present», Library of Congress, Washington 1991.
[6] Erfordernisse der vereinfachenden Selbstbeschreibung führen dazu, dass ein Konstruktionsprinzip der Differenzierung «überbelichtet wird und andere in Schatten treten». Niklas Luhmann Hrsg., «Soziale Differenzierung: Zur Geschichte einer Idee», Westdeutscher Verlag, Opladen 1985, S. 119–192.
[7] Eveline Hasler, «Die Wachsflügelfrau», Nagel & Kimche, Zürich / Frauenfeld 1991.
[8] Jürg Federspiel, «Museum des Hasses. Tage in Manhattan», Piper, München 1969.
[9] Peter Ensberg, «Das Bild New Yorks in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur», Carl Winter, Heidelberg 1988.
[10] Max Frisch, «Tagebuch 1966–1971 (1972). Gesammelte Werke in zeitlicher Folge», Bd. 6, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1976.
[11] Gertrud Wilker, «Elegie auf die Zukunft. Ein Lesebuch», Huber, Frauenfeld 1990.
[12] Hugo Loetscher, «Herbst in der Grossen Orange», Diogenes, Zürich 1984.
[13] Walter Vogt, «Maskenzwang», Benziger, Köln / Zürich 1985.
[14] Jürg Federspiel, «Melancolia Americana. Portraits», Limmatverlag, Zürich 1994.
[15] «Museum des Hasses. Tage in Manhattan», Piper, München 1969.
[16] Peter Bichsel, «Kindergeschichten», Luchterhand, Neuwied / Berlin 1969. In englischer Übersetzung, «There is No such Place as America», Delacorte Press, New York 1970.